

Dokumente zur Theorie der Übersetzung antiker Literatur
in Deutschland seit 1800



Transformationen der Antike

Herausgegeben von

Hartmut Böhme, Horst Bredekamp, Johannes Helmrath,
Christoph Markschies, Ernst Osterkamp, Dominik Perler,
Ulrich Schmitzer

Wissenschaftlicher Beirat:

Frank Fehrenbach, Niklaus Largier, Martin Mulsow,
Wolfgang Proß, Ernst A. Schmidt, Jürgen Paul Schwindt

Band 10

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Dokumente zur Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800

Ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen
von

Josefine Kitzbichler, Katja Lubitz, Nina Mindt

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Dieser Band ist aus einer Tagung des Berliner Sonderforschungsbereichs 644
„Transformationen der Antike“ hervorgegangen und wurde mit
finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft erstellt.

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die US-ANSI-Norm
über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-021490-1

ISSN 1864-5208

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright 2009 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, 10785 Berlin
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außer-
halb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig
und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Martin Zech, Bremen

Logo „Transformationen der Antike“: Karsten Asshauer – SEQUENZ

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Hubert & Co. GmbH und Co. KG, Göttingen

Vorwort

Die Theorie der Übersetzung antiker Literatur wurde im deutschen Sprachraum meist nicht in eigenständigen Schriften, sondern entweder im Zusammenhang konkreter Übersetzungsarbeit oder im Umfeld übergreifender, z. B. sprachphilosophischer Fragestellungen diskutiert. Spätere Rezeption und Auseinandersetzung beschränkte sich in der Regel auf wenige Texte prominenter Autoren wie Schleiermacher, Humboldt, Wilamowitz und Schadewaldt, wobei Schleiermachers Akademierede und Humboldts Vorwort zum Aischyleischen *Agamemnon* oft auch noch beträchtlich verkürzt wurden. Der vorliegende Band präsentiert neben diesem Kanon nun auch zahlreiche heute mehr oder weniger vergessene Schriften des 19. Jahrhunderts (z. B. von Solger, Seeger, Wilbrandt, Jordan, Keller) sowie Aufsätze und Werkstattberichte bedeutender Literaturwissenschaftler und Übersetzer des 20. Jahrhunderts (z. B. Rüdiger, R. A. Schröder, Staiger). Manche Texte werden überhaupt erst wieder neu zugänglich gemacht. Besonders zu nennen sind Solgers früher Vorschlag, Übersetzen als wissenschaftliche Aufgabe zu etablieren, Wilbrandts Reflexionen zu Übersetzung und bürgerlicher Theaterpraxis oder Jordans Versuch, im 19. Jahrhundert noch einmal rhapsodische Unmittelbarkeit zu erzielen. Die Dokumentation ermöglicht es, die kanonischen Texte, namentlich auch das bislang schwer verständliche ‚Travestie‘-Konzept des Philologen Wilamowitz, zu kontextualisieren, die Kontinuität der Debatte bis in die Gegenwart nachvollziehbar zu machen und der Theoriegeschichte eine tragfähige Grundlage zu geben.

Natürgemäß fielen bei diesem Band, für den die Originalpublikationen neu digitalisiert werden mussten, besonders aufwendige Korrekturarbeiten an. Die Projektleiter und die Herausgeberinnen danken in diesem Zusammenhang Stephanie Dietzsch, Ulrike Stephan, Christian Syperek und Johann Martin Thesz für die gründliche Lektüre, mit der sie zu verschiedenen Zeiten die Entstehung des Bandes begleitet haben. Dank gilt daneben Enrica Fantino für ihre Hilfe bei der Erstellung des Registers.

Wolfgang Rösler
Ulrich Schmitzer

Inhalt

Einleitung	1
<i>August Wilhelm Schlegel</i> Rezension zu: Homers Werke, von Johann Heinrich Voss (1796)	3
<i>Karl Wilhelm Ferdinand Solger</i> Vorrede zur Sophokles-Übersetzung (1808)	39
<i>Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher</i> Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens (1813)	59
<i>Karl Heinrich (?) Pudor</i> Ueber die Farbengebung des Alterthümlichen in Verdeutschung alter klassischer Prosa (1814)	83
<i>Wilhelm von Humboldt</i> Vorrede zur Agamemnon-Übersetzung (1816)	95
<i>Friedrich Wilhelm Riemer</i> Einiges zur Geschichte des Uebersetzens (1832)	115
<i>Karl Schäfer</i> Ueber die Aufgabe des Uebersetzens (1839)	127
<i>Robert Prutz</i> Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungs-Litteratur: Sophokles (1840)	145
<i>Ludwig Seeger</i> Epistel an einen Freund als Vorwort (1845)	163
<i>Tycho Mommsen</i> Die Kunst des deutschen Uebersetzers (1857/58)	179
<i>August Boeckh</i> Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften [1865]	199

<i>Adolf Wilbrandt</i> Vorwort zu den Übersetzungen des Sophokles und Euripides (1866)	205
<i>Wilhelm Jordan</i> Einleitung zur Odyssee-Übersetzung (1875)	217
<i>Julius Keller</i> Die Grenzen der Übersetzungskunst (1892)	237
<i>Georg Lejeune Dirichlet</i> die kunst des übersetzens in die muttersprache (1894)	287
<i>Rudolf Hunziker</i> Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen (1898)	299
<i>Eduard Fraenkel</i> Vom Werte der Übersetzung für den Humanismus (1919)	313
<i>Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf</i> Was ist übersetzen? (1925)	325
<i>Wolfgang Schildknecht</i> Deutscher Sophokles. Beiträge zur Geschichte der Tragödie in Deutschland (1935)	351
<i>Richard Newald</i> Von deutscher Übersetzerkunst (1936)	361
<i>Horst Rüdiger</i> Zur Problematik des Übersetzens (1938)	379
<i>Rudolf Alexander Schröder</i> Nachwort des Übersetzers (1943)	391
<i>Emil Staiger</i> Das Problem der Übersetzung antiker Dichtung (I) (1960)	419
<i>Wolfgang Schadewaldt</i> Das Problem der Übersetzung antiker Dichtung (II) (1960)	425
<i>Rudolf Schottlaender</i> Zur Aktualisierung antiker Dramatik. Der Grundsatz des wirkungsgetreuen Übersetzens (1967)	437

<i>Dietrich Ebener</i>	
Blick in die Werkstatt. Zu einigen Problemen der Übersetzung griechischer Tragödien (1973/74)	443
<i>Volker Ebersbach</i>	
Römische Antiquitäten. Erfahrungen und Anregungen aus der Werkstatt (1979) ..	461
<i>Manfred Fuhrmann</i>	
Die gute Übersetzung. Was zeichnet sie aus, und gehört sie zum Pensum des altsprachlichen Unterrichts (1992)	473
<i>Michael von Albrecht</i>	
Zur vorliegenden Übersetzung (1994)	493
<i>Raoul Schrott</i>	
Sieben Prämissen einer neuen Übersetzung der Ilias (2006)	499
Fehlerverzeichnis	507
Personenregister	513

Einleitung

Die vorliegende Dokumentation ist im Zusammenhang der gleichzeitig erscheinenden Darstellung *Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800* entstanden, die sie materiell ergänzt und mit der sie in der getroffenen Auswahl korrespondiert. Für eine eingehende Darlegung zu Fragestellung und Methode verweisen wir auf diesen Band, insbesondere auf seine Einleitung. Zugleich soll die Dokumentation aber auch als eigenständige Sammlung von Quellentexten nutzbar sein, die sich von der von Hans Joachim Störig¹ vorgelegten Anthologie einerseits durch Erweiterung des Textkorpus um weniger bekannte Schriften, andererseits durch zeitliche und thematische Eingrenzung des Gegenstands unterscheidet: Aufgenommen wurden ausschließlich Beiträge, die sich mit dem Übersetzen antiker Autoren ins Deutsche befassen und die damit deutsche Übersetzungstheorie seit dem Epochenschnitt von 1800 dokumentieren.

Die einzelnen Beiträge sind in chronologischer Folge nach dem Datum des Erstdrucks angeordnet. Die einzige Ausnahme bildet der Auszug aus August Boeckhs *Encyklopädie*, die erst 1877, zehn Jahre nach Boeckhs Tod, gedruckt wurde: Sie ist hier dem Jahr 1865 (in dem Boeckh seine Vorlesung zum letzten Mal hielt) zugeordnet.

Die Texte folgen in der Regel in Gestalt, Orthographie und Interpunktion dem jeweiligen Erstdruck, mit zwei Ausnahmen: Die Akademierede Schleiermachers wird nach der verbindlichen Kritischen Gesamtausgabe von 2002 (1. Abt., Bd. 11) wiedergegeben; der Aufsatz von Wilamowitz ist in der letzten, stark erweiterten Bearbeitung von 1925 gedruckt, obwohl bereits die erste Fassung (als Einleitung zu Wilamowitz' Übersetzung des Euripideischen *Hippolytos*, 1891) intensiv rezipiert wurde. Die Druckvorlage wird jeweils vor dem Text vermerkt.

Die Seitenzahlen der Druckvorlage sind in [] angegeben. Kürzungen wurden durch [...] markiert. Eindeutige Fehler der Vorlagen wurden im Text korrigiert; ein Fehlerverzeichnis im Anhang dokumentiert die entsprechenden Stellen. Bei den älteren, besonders den in Fraktur gesetzten Vorlagen wurde fs (im Unterschied zu ss) als ß wiedergegeben. Die tironische Note „ʔ“ wurde als „et“ aufgelöst. Supraskribiertes e als Zeichen für den Umlaut von a, o oder u wurde als ä, ö oder ü vereinheitlicht, adskribiertes e (insbesondere bei Majuskeln: „Uebersetzen“) wurde beibehalten. Hervorhebungen der Autoren sind stets durch Kursivierung kenntlich gemacht. Die

¹ Störigs Sammelband *Das Problem des Übersetzens* erschien zuerst 1963. Die 2. Auflage (1969) weicht z. T. in den Textfassungen von der Erstauflage ab und wurde für einen Neudruck (1973) noch um ein Literaturverzeichnis ergänzt. Während Störig überwiegend die deutsche Perspektive zeigt, berücksichtigen die Bände von André Lefevere (*Translation. History. Culture. A Sourcebook*, London 1992) und Douglas Robinson (*Western Translation Theory from Herodotos to Nietzsche*, Manchester 1997) den gesamten westeuropäischen Horizont.

verschiedenen Verweiszeichen der Textvorlagen (Ziffern, *, †) wurden durch die Einführung von hochgestellten durchnummerierten Ziffern vereinheitlicht. Erläuterungen der Herausgeberinnen werden ebenfalls in den Fußnoten gegeben, sind aber durch eckige Klammern [] gekennzeichnet. Die Kommentierung wurde auf elementare Angaben zu erwähnten Personen oder Sachverhalten, Ergänzung lückenhafter Literaturangaben und, wenn möglich, Nachweis relevanter Anspielungen und Zitate beschränkt. Die Verantwortung für Textgestalt und Kommentar liegt bei Josefine Kitzbichler (Schlegel, Solger, Schleiermacher, Pudor, Humboldt, Riemer, Schäfer, Prutz, Seeger, Boeckh), Katja Lubitz (Mommsen, Wilbrandt, Jordan, Keller, Lejeune Dirichlet, Hunziker, Fraenkel, Wilamowitz) und Nina Mindt (Schildknecht, Newald, Rüdiger, Schröder, Staiger, Schadewaldt, Schottlaender, Ebener, Ebersbach, Fuhrmann, Albrecht, Schrott).

Die Herausgeberinnen

August Wilhelm Schlegel

August Wilhelm Schlegel (1767–1845) war Kritiker, Sprachwissenschaftler, Ästhetiker, Übersetzer und, zusammen mit seinem Bruder Friedrich Schlegel, bedeutender Wegbereiter der deutschen Romantik. Er hatte in Göttingen Theologie und Philologie studiert und erhielt 1798 eine außerordentliche Professur an der Universität Jena. 1801 ging er als Privatgelehrter nach Berlin. Ab 1804 führten ihn Reisen, zum Teil in Begleitung der Madame de Staël, in die Schweiz, nach Italien, Frankreich, Schweden und England. 1809 trat Schlegel in den Dienst der schwedischen Krone. Seit 1818 wirkte er dann als Professor für Indische Philologie in Bonn. Mit seinen Shakespeare-Übersetzungen, zuerst in einer neunbändigen Ausgabe 1797/1810 erschienen, schrieb Schlegel Literaturgeschichte. Daneben legte er eine Reihe von Übersetzungen aus romanischen Sprachen vor (Dante, 1795; Calderon, 1803/1809; *Blumensträuße italienischer, spanischer und portugiesischer Lyrik*, 1804). Schlegel hat bei verschiedenen Gelegenheiten wichtige Aspekte romantischer Übersetzungstheorie besprochen, so im Dialog *Die Sprachen* (1798, später unter dem Titel *Wettstreit der Sprachen* bekannt) und in den *Briefen über Poesie, Silbenmaß und Sprache* (1795).

Die hier abgedruckte Rezension erschien 1796 in der Jenaischen *Allgemeinen Literatur-Zeitung*, dem einflussreichsten Rezensionsorgan der Zeit. Sie beschäftigt sich mit der 1793 erschienenen Homer-Übersetzung des Johann Heinrich Voss, für die dieser seine 1781 veröffentlichte *Odyssee*-Übersetzung grundlegend überarbeitet und die *Ilias* neu übersetzt hatte. Schlegel formuliert hier sein Befremden gegenüber der „Vossischen Manier“ des Übersetzens und dokumentiert damit, wie unkonventionell und regelwidrig die Sprache Vossens auf die Zeitgenossen wirkte. Er sieht, dass „Methode in seiner Undeutschheit“ liegt, kann diese Methode zunächst aber nicht anerkennen. Erst 1801, als er die Rezension in die Sammlung *Charakteristiken und Kritiken* aufnahm, revidierte er in einer beigefügten Anmerkung sein Urteil über Voss.

[Rezension zu] *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voß*. 1793

Aus: Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, 22.–26.8.1796, Sp. 473–480, 481–487, 489–496, 497–503, 505–512, 513–519.

Altona, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voß*. 1793. Homers Ilias. Erster Band. 318 S. Zweyter Band. 339 S. Homers Odyssee. Erster Band. 272 S. Zweyter Band. 263 S. gr. 8. Mit einem Titelpuffer und drey Karten. (6 Rthlr.)

Unter allen Sprachen, worein man Homers Gedichte in Prosa und in Versen zu übertragen sich bemüht hat, von der syrischen bis zur englischen, kann sich vielleicht keine der Urschrift mit einer so glücklichen Treue nähern, als die deutsche. Schon das giebt

ihr hiebey einen entschiednen Vorzug vor andern, zum Theil höher, aber einseitig ausgebildeten neuern Sprachen, daß in ihr allein die metrische Kunst der Alten, in so fern wir sie kennen, und auf uns anzuwenden vermögen, festen Fuß gefaßt hat, da hingegen bey den Italienern, Spaniern, Franzosen, Engländern, der Versuch sie einzuführen zwar frühe gemacht worden, aber ganz ohne Folge geblieben ist, und nur noch unter den literarischen Seltenheiten erwähnt wird. Ein andrer, unübersehlich großer, Vortheil liegt in der Freyheit, mehrere Hauptbegriffe zu Einem Worte zu vereinigen, welche die neulateinischen Sprachen, wie die römische selbst, beynah gänzlich entbehren. Indessen giebt es noch andre Gründe, warum dieser letzten weder ihr klassisches Ansehen noch ihre griechische Erziehung für eine Uebersetzung Homers sonderlich zu Statten kömmt. Wie ihre Einfalt roh und ungeschlacht gewesen war, so wurde ihre Bildung durchaus gelehrt: ein Werk der Schule, nicht eine Blüthe der begünstigenden Natur. Die Formen ihres poetischen, besonders ihres epischen Ausdrucks trugen ganz das Gepräge des alexandrinischen Kunstfleißes. Ihr heroischer Vers war zu stolz, um zu der schmucklosen, aber goldnen Bescheidenheit, zu der Vertraulichkeit und Unschuld des alten Sängers zurückkehren zu können. Von phraseologischen Uebungen der neuern ist hier nicht die Rede; aber wären die altrömischen Arbeiten in diesem Fach nicht verloren gegangen, so möchten wir leicht die Odyssee des Livius Andronicus in ihrer harten Treue homerischer finden, als die abgeründetste Nachbildung aus dem Zeitalter des Augustus.

Diese Betrachtungen führen auf einen Umstand, der tiefer in das Wesen der Sache greift, ja worauf alles ankommt. Im Geiste unsrer Sprache liegt nämlich, wie im Charakter unsrer Nation, wenn anders beide nicht völlig eins sind, eine sehr vielseitige Bildsamkeit. Der Eifer des Deutschen, alles Ausländische [474] gründlich zu kennen, seine Willigkeit, sich in die entlegensten Denkart und in die abstechendsten Sitten zu versetzen, die Wärme, womit er ächtem Gehalte, auch in der ungewohntesten Tracht, huldigt, sind oft in Nachahmungssucht und thörichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet; aber sie erheben sich allmählich immer mehr zu freyer Aneignung des Besten. Bestimmte, ausschließende Nationalrichtungen machen unsre europäischen Mitbürger großentheils unfähig, in eine fremde Eigenthümlichkeit einzudringen, und beschränken sie daher ganz allein auf einheimischen Reichthum oder einheimische Armuth. So viele angebliche Liebhaber des klassischen Alterthums unter ihnen dürfen uns nicht irren: wie viele giebt es wohl, die einen Römer oder Griechen nicht erst in ihrem Kopfe travestiren müßten, um ihn genießbar zu finden? Unstreitig ist unter uns die Anlage, die Alten in ihrem Sinne zu lesen, am wenigsten selten, und da die Muttersprache doch immer die Vermittlerin jedes neuen Erwerbes an Vorstellungen und Gefühlen seyn muß, so hängt damit eine vorzügliche Anlage der unsrigen, sie in ihrem wahren Geiste zu übersetzen, nothwendig zusammen, ja sie ist nur eine verschiedne Ansicht derselben Eigenschaft.

Es können daher auch an eine deutsche Uebersetzung Homers Forderungen gemacht werden, an die es lächerlich wäre, bey einer französischen und selbst bey einer englischen nur zu denken: aber eben dies macht das Unternehmen um so schwieriger, und eine gelungene Ausführung um so verdienstlicher. Die Sprache ist an sich ein todttes Werkzeug, und wartet auf den Künstler, der durch einen geschickten Gebrauch

darthut, was sie in irgend einer Gattung zu leisten vermag. Daß dieser sich oft nicht so leicht findet, beweisen die verunglückten Versuche poetischer Uebersetzungen des Homer, die zum Theil von berühmten Verfassern, von Bodmer¹, Stolberg² und Bürger (nämlich die Proben seiner Ilias in Jamben)³ kurz vor oder zugleich mit der Erscheinung der ältern Vossischen Odyssee⁴ gemacht worden sind. Sie trug zuerst den ungetheilten Beyfall der Kenner verdienter Weise davon. Allein der Kenner sind wenig, und für ein Werk dieser Art war unter uns weder enthusiastische Aufnahme bey der Menge, noch angemessene Belohnung zu erwarten. Dieser voraussehende Kaltsinn hat indessen Hn. V's. edlen Eifer für die Sache nicht gedämpft, und nach zwölf Jahren bereichert er unsre Literatur zum zweytenmale mit einer völlig umgearbeiteten Odyssee, und einer neu verdeutschten Ilias. Der in unserm Zeitalter so seltne männliche Ernst, die gewissenhafte Strenge, womit dieser Schriftsteller das zu [475] erreichen strebt, was er als Vollendung erkennt; die noch vertrautere Bekanntschaft mit den Alten und der weitere Umfang gelehrter Kenntnisse, wovon er unterdessen so manchen Beweis gegeben; die reifere Selbstständigkeit eines Dichtergeistes, der in der *Louise*⁵ den Stil des jonischen Sängers auf einfache, natürliche, dem häuslichen Leben abgelauschte, aber durchaus reine, zarte und schöne Darstellungen anzuwenden gewußt; die sorgfältige Bearbeitung des deutschen Hexameters, in dessen Bau er von Seiten der Schönheit, wenn gleich nicht des Ausdrucks, selbst Klopstock, den Lehrer dieser Kunst,⁶ übertroffen hat; dies alles berechtigte zu der Erwartung, die jetzt aufgestellte Uebersetzung werde kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen, da jene erste schon so

- 1 [*Homers Werke. Aus dem Griechischen übersetzt von dem Dichter der Noachide*, 2 Bde., Zürich 1778. – Der Schweizer Johann Jakob Bodmer (1698–1783) zählte zu denen, die der Homer-Renaissance im deutschen Sprachraum den Weg bereiteten, u. a. in der *Critischen Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie* (1740).]
- 2 [*Homers Ilias verdeutscht durch Friedrich Leopold Graf zu Stolberg*, 2 Bde., Flensburg/Leipzig 1778. Auszüge aus Stolbergs Übersetzung waren bereits im November 1776 im *Deutschen Museum* erschienen.]
- 3 [Teile aus einer Übersetzung der *Ilias* in deutsche Iamben erschienen in der *Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften* (1771), im *Deutschen Museum* (1776) und im *Teutschen Merkur* (1776). Später begann Bürger, an einer Übersetzung in deutsche Hexameter zu arbeiten; Teile daraus erschienen im *Journal von und für Deutschland* (1784).]
- 4 [*Homers Odyssee übersetzt von Johann Heinrich Voß*, Hamburg 1781. – Dass erst Voss' Homer-Übersetzung in der Ausgabe von 1793 einen epochalen Einschnitt in der deutschen Übersetzungsgeschichte darstellte, wird auch in Schlegels Besprechung deutlich. Außerdem übersetzte Voss zahlreiche andere antike Schriftsteller: Vergils *Georgica* (*Publii Virgilii Maronis Georgicon libri quatuor. Des Publii Virgilii Maro Landbau, vier Gesänge*, Eutin/Hamburg 1789), Ovids *Metamorphosen* (*Verwandlungen nach Ovidius*, Berlin 1798), den ganzen Horaz (*Des Quintus Horatius Flaccus Werke*, Heidelberg 1806), die Idyllen von Theokrit, Bion und Moschos (*Theokritus, Bion und Moschos*, Tübingen 1808), die Elegien Tibulls (*Albius Tibullus und Lygdamus*, Tübingen 1810) und die Komödien des Aristophanes (*Aristophanes von Johann Heinrich Voss*, Braunschweig 1821).]
- 5 [*Luise. Ein laendliches Gedicht in drei Idyllen*, Königsberg 1795.]
- 6 [Die enorme Bedeutung Friedrich Gottlieb Klopstocks für das Übersetzen antiker Dichtung im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert wurde von zeitgenössischen Übersetzern und Kritikern – von Voss bis Humboldt – immer herausgestellt. Klopstock hatte in seinem christlichen Versopos *Der Messias* (1748–1773) den Hexameter in die deutsche Literatur eingeführt.]

viel geleistet hatte. Sollte sie nicht ganz befriedigt worden seyn, so liegt die Schuld vermuthlich mehr an den Grundsätzen, welche Hn. V. bey seiner Arbeit leiteten, als an ihrer mangelhaften Befolgung. Jene fodern also eine gründliche Prüfung, und die Kritik kann sich nicht anders als mit Achtung gegen Abweichungen auflehnen, vor denen so viele Schriftsteller schon durch ihre sorglose Eilfertigkeit gesichert sind.

Wieland hat sehr richtig bemerkt (im T. Merkur 1795. 12 St.),⁷ daß für eine Uebersetzung des Homer Treue, oder um den Begriff von buchstäblicher Genauigkeit zu entfernen, der sich so leicht an diesen Ausdruck hängt, Wahrheit das höchste, ja fast das einzige, Gesetz seyn muß. Es giebt Werke, bey deren Nachbildung künstlerische Willkühr immerhin ihr freyes Spiel treiben mag, wie sie es bey ihrer ersten Hervorbringung trieb. Eine Copie derselben, sey sie noch so unähnlich, hat ihren Werth, wenn sie für sich betrachtet gefällt. Die Sache wird schon bedenklicher, wenn das Anziehende des Werks zum Theil auf persönlicher Eigenthümlichkeit beruht, wenn der Urheber neben dem, was er hatte darstellen wollen, auch einen unwillkührlichen Abdruck seines innern Selbst gegeben hat. In einem einzelnen Wesen ist nichts abgesondert vorhanden: alle seine Charakterzüge stehen in durchgängigem Zusammenhange, und wenn ihre innerliche Bestandtheit sich auch nicht immer nach Begriffen erklären läßt, so kann sie doch gefühlt, fast möchte man sagen, angeschaut werden. Scheinbar geringe Veränderungen sind daher oft hinreichend, ein falsches Licht auf das Ganze zu werfen. Mit Einem Worte: Individualität läßt sich nicht in Stücke zerlegen; sie wird ganz getroffen oder ganz verfehlt. Was wir in der Ilias und Odyssee bewundern und lieben, ist zwar nicht die Person des Dichters: ihn allein suchen wir vergebens in einer Götter- und Menschenwelt, die sonst alles zu umfassen scheint. Eben daraus sind so viele verkehrte Urtheile über die Homerische Poësie entstanden, daß man sie als den glücklichen Erguß einer ungewöhnlich reichen Organisation, oder gar als die absichtliche Erfindung eines überlegenen Kopfes betrachtet hat; als nothwendiges Resultat einer durch große Naturgesetze bestimmten Form der Menschheit, und zwar einer reinen und vollständigen Form, die in ihrer Art [476] ein Höchstes war, wird sie ihre Ansprüche auf die Ehrerbietung des gesammten Menschengeschlechtes ewig behaupten. Homer ist Organ seines Zeitalters, und dies giebt ihm ein höheres Ansehen, als seiner besondern Persönlichkeit zukommen könnte. Wer ihn in eine fremde Gestalt kleidet, verletzt nicht einen einzelnen, sondern einen allgemeinen Charakter. Unrichtige Vorstellungen von dem Aeltesten unter den Alten, von dem ersten Griechen, wenn wir so sagen dürfen, müssen unfehlbar in Irrthümer über den ganzen Gang der griechischen Bildung verstricken, weil man in seiner kindlichen Dichtung schon die Keime von Allem, selbst dem Edelsten und Schönsten, wozu dieses Volk sich von irgend einer Seite erhoben hat, sich regen und entfalten sieht. Auch darf man nicht glauben, der ergötzende Dichter lasse sich von dem belehrenden Zeugen der Vorwelt trennen; wer diesen nicht verstehen lernen will, kann jenen nicht genießen. Man hat es ja genug erlebt, wie sich die schönen Geister, welche den Homer für einen ihres Gleichen hielten, haben martern müssen, armselige Schönheiten in ihm zu entdecken, die

⁷ [Christoph Martin Wieland, *Briefe über die Vossische Uebersetzung Homers*, in: *Neuer Teutscher Merkur* (1795), Bd. 2, 105–111 und Bd. 3, 400–436.]

nicht da sind. Nur einem seichten Geschmacke kann z. B. in Popens Uebersetzung oder vielmehr Parodie,⁸ die widerwärtige Mishelligkeit zwischen Form und Inhalt entgehen.

Allein wer erkennt den Homer ganz wie er ist? Die grammatische und antiquarische Auslegung ist hiebey noch das geringste, ob sie gleich Schwierigkeiten genug hat, so daß selbst die unzähligen Schriften, welche gelehrte Griechen ihr gewidmet, noch manches unerklärliche übrig lassen würden, wenn wir sie auch alle hätten. Aber bey der doppelten Beziehung der Wörter nach außen auf Gegenstände, von denen wir gar keine sinnliche Anschauung haben, und die wir erst durch sie kennen lernen müssen, und nach innen auf einen Kreis von Vorstellungen, auf eine Ansicht der Dinge, die von der unsrigen unendlich weit absteht, sind wir den mannichfaltigsten Täuschungen ausgesetzt. Wie leicht trägt man etwas aus der spätern wissenschaftlichen Ausbildung in eine Sprache, der es gänzlich an abgezognen, und, für alles, was Erscheinung oder Wirkung des innern Menschen ist, auch an genau bestimmten Begriffen fehlt; eine Sprache, die nur nach schwankenden sinnlichen Wahrnehmungen sondert und zusammenfaßt. Das Medium ist um so trügender, weil oft bey den Fortschritten der Cultur das Bezeichnete durch eine lange Stufenfolge von Veränderungen hindurch gegangen, während das Zeichen immer dasselbe geblieben ist. Der Eindruck, den eine dichterische Darstellung machen soll, hängt endlich nur dem kleinsten Theile nach von dem Sinne der Wörter und Redesätze ab, in so fern der Verstand ihn ausmachen kann: durch den lebendigen Hauch der Rede, durch eine Fülle beseelter Töne nimmt die Poësie, besonders die Naturpoësie welche der eigentlich schönen Kunst und der Wissenschaft vorangeht, die ganze Empfänglichkeit des Menschen in Anspruch. Für diese vielfach gemischten, starken und zarten Anregungen hat man eigentlich nur in der Muttersprache einen sichern und unmittelbaren Takt. Bis auf einen gewissen Grad läßt er sich in einer frem-[477]den, selbst in einer todten, Sprache erwerben; aber nur durch Vergleichung ihres verschiednen Gebrauchs im gemeinen Leben, im vertrauten oder edeln prosaischen Stil, und in den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst. Für Homers Gedichte fehlt es uns an allen solchen Vergleichungspunkten, weil sie, die Ueberbleibsel des Hesiodus etwa ausgenommen, in ihrem Zeitalter ganz einzeln da stehn. Wir sind völlig darüber im Dunkeln, wie zu der Zeit und in den Gegenden, wo sie entstanden sind, die Sprache des gemeinen Lebens beschaffen gewesen; und aus dem Verhältniß des Homerischen Ausdrucks zu dieser ließe sich doch allein seine poëtische Höhe mit Sicherheit bestimmen, weil es noch keine schriftlich aufgezeichnete Prosa, und auch, so viel wir wissen, nur einen einzigen Stil der Poësie gab. Zwar läßt sich im Ganzen vermuthen, daß die Sprache der olympischen Musen oder ihrer Sänger, und der übrigen Menschen, sich nicht so gar weit von einander entfernt habe, wie überhaupt damals die mythische Welt, die älteste Quelle der Dichtung, der wirklichen noch sehr nahe lag; aber in einzelnen Fällen würde es oft schwer zu sagen seyn,

8 [Alexander Pope (1688–1744) hatte sowohl die *Ilias* (6 Bde., 1715–1720) als auch die *Odyssee* (2 Bde., 1725 f.) in englische gereimte fünfhebige Iamben übersetzt. Seine Arbeit war zunächst auch im deutschen Sprachraum einflussreich, bis sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunehmend in die Kritik geriet.]

was Schmuck oder Bedürfniß, was erhöhender Schwung der Einbildungskraft, oder bloß sinnliche Kraft und Wahrheit ist.

Durchgängige genaue Richtigkeit in Ansehung des Wortverstandes ist ein Verdienst, das bey der Arbeit eines so gründlichen Sprachgelehrten, wie Hr. *V.* ist, keiner ausdrücklichen Erwähnung bedarf. Nur dunkle oder zweydeutige Stellen der Urschrift möchten etwa Stoff zu Einwüfen oder abweichenden Auslegungen darbieten, die wir aber nicht entscheiden können, bis Hr. *V.* in dem Commentar zum Homer, wozu den Freunden des Alterthums Hoffnung gemacht worden ist, die Gründe für die seinigen vorgelegt haben wird. Also nur einige Zweifel dieser Art. Sollte Il. II. 176. Καὶ δὲ κεν ἐυχωλὴν Πριάμῳ καὶ Τρωσὶ λίποιτε, Ἀργείην Ἑλένην, welches hier übersetzt wird:

Liebet ihr so dem Priamos Ruhm, und den Troischen Männern
Helena, Argos Kind,

nicht bequemer so zu construiren seyn, daß ἐυχωλὴν als Apposition von Ἑλένην betrachtet, und die Dative nur auf jenes, nicht auf καταλίποιτε bezogen würden? Es klingt ein wenig seltsam, daß Helena den *Troischen Männern* zurückgelassen wird. Sollte Il. II, 291.: Ἡ μὲν καὶ πόνος ἐστὶν ἀνηθέντα νέεσθαι, bedeuten können:

Freylich ringt wohl jeder, wer Trübsal duldet, nach Heimkehr,

was allerdings der Zusammenhang zu fodern scheint? Kann es, wie der Vers jetzt steht, etwas anders heißen, als:

Freylich ist es auch schlimm, mit Verdruß nach Hause zu kehren?

Aber alsdann wird im 298. V. fast dasselbe wiederholt, und die Partikeln, die das folgende einleiten: καὶ γάρ, [478] passen durchaus nicht. Da überdies das doppelte νέεσθαι unmittelbar nach einander, V. 290, 291. das Ohr beleidigt, so wird eine Corruption wahrscheinlich. Die vortreffliche, dem Rec. von der Güte eines gelehrten Freundes mitgetheilte Conjectur, daß sich statt ἀνηθέντα καθῆσθαι, aus dem vorhergehenden Verse νέεσθαι eingeschlichen, rückt alles in die beste Ordnung. Was im Griechischen für einen der Sprache kundigen Leser dunkel ist, hat Hr. *V.* mit Recht eben so ausgedrückt. An ein paar Stellen ist vielleicht das Deutsche dunkler; z. B. Il. IV. 306.:

Ὅς δὲ κ' ἀνὴρ ἀπὸ ὧν ὀχέων ἔτερ' ἄρμαθ' ἵκηται,
Ἐγχει ὀρεξάσθω.

Welcher Mann vom Geschirr hinkommt auf des Andern Wagen,
Strecke die Lanze daher

Geschirr für Wagen, wie es Hr. *V.* häufig gebraucht, sollte nie stehen, wo es zweydeutig seyn kann, da es auch, und zwar gewöhnlicher, das zum Anspannen der Pferde gehörige Zeug bezeichnet: ferner ist das wesentliche Fürwort ausgelassen: *von seinem Geschirr*; und *strecke die Lanze daher* legt zu viel Nachdruck auf den buchstäblichen Sinn des ὀρεξάσθω, welches hier nichts anders sagt, als: er führe die Lanze, weil er nämlich fremde Pferde nicht so gut regieren kann. Der schwierige Vers Il. XVI, 507. heißt im Deutschen:

Sehnsuchtsvoll zu entfliehn, da der Eigner Geschirr sie verlassen

wo man eher *Geschirr* als *sie* für den Nominativ halten sollte, obgleich das letzte vermuthlich die Meynung des Uebersetzers war. Das sonderbare *Eigner* für ἀνάκτων, und *Geschirr* wiederum für Wagen vermehrt die Dunkelheit noch. Wie dieses Hemistich bisher in allen Ausgaben gelesen ward, konnte es freylich einem Uebersetzer zu schaffen machen. Unstreitig ist die Lesart λίπεν vorzuziehn, die Hr. Wolf nach Vorgang des venetianischen Codex und der Scholien in seine neueste Ausgabe aufgenommen hat,⁹ da λίπτον bloß eine Veränderung des Zenodotus ist, und zwar eine sehr ungeschickte. Der Scholiast erklärt die Stelle selbst folgendermaßen: ἐπειδὴ τὰ ἄρματα τῶν ἀνάκτων ἐλείφθησαν, ἡρημώθησαν.

In der Wahl der treffendsten Ausdrücke für die natürlichen Gegenstände sowohl, als für die Werkzeuge des Ackerbaues, der Gewerbe, des Krieges und der Küche, für allerley menschliche Erfindungen und Anstalten, zeigt sich Hr. V. wie in seinen Gedichten als einen Beobachter des wirklichen Lebens. Zuweilen hat er auch alte deutsche Wörter glücklich benutzt, um an das einfache und altväterliche der Homerischen Sitten zu erinnern. Aus seiner ersten Odyssee kennt man schon die *ehrbare Schaffnerin*, und freut sich jedesmal, wenn sie erscheint. Für σκήπτρον wird einigemale (Il. II. 46. 101.) sehr schicklich *Herrscherstab* gebraucht: warum nicht immer, oder wo man schon weiß, wovon die Rede ist, bloß Stab? Bey Zepter denkt man sich so leicht den heutigen Pomp der Königswürde. Jenes σκήπτρον war freylich auch Symbol derselben, [479] aber zugleich nicht zu vornehm, um als körperliche Gewalt auf den Rücken der Unterthanen zu wirken. Man könnte zweifeln, ob der Ausdruck *Palast* auch für die geräumigsten und bequemsten Häuser, die Homer beschreibt, selbst für die Wohnungen der Götter, nicht eine zu hohe Vorstellung von Pracht erweckt. Indessen läßt es sich wohl vertheidigen, weil doch in den Bauernhöfen der Könige Homers alles bey-sammen war, was die damalige Welt von Glanz und Zierrath kannte. Allein Hr. V. gebraucht es auch zuweilen, wo das einfache οἶκος steht, (Il. I, 30.) und die Gemächer für die Familie des Priamus sind bey ihm aus *schöngeglättetem Marmor* (ξεστοῖο λίθοιο) erbaut. *Burg* für das Haus eines Fürsten, welches Bürger in den Proben seiner hexametrischen Uebersetzung öfter gebraucht, und Hr. V. sich auch Il. II, 513. entschlüpfen läßt, giebt die dem Homer ganz fremde Vorstellung von einem einzelnen befestigten Wohnhause der barbarischen Sitte des Mittelalters. Der Ausdruck *Meerschiff* (Il. XVI, 1 u. öfters) legt wohl, außerdem, daß er ganz ungewöhnlich ist, ein zu bedeutendes Gewicht auf die Größe der Fahrzeuge, die nicht viel besser als große Canots waren. Warum doch wohl φόρμιγξ in beiden Uebersetzungen der Odyssee durchgängig *Harfe* heißt? An die Saiteninstrumente der alten nordischen Barden kann es nicht erinnern, da wir sie durchaus nicht kennen, und eine heutige Harfe hat mit der φόρμιγξ (wenigstens wie sie im Hymnus auf den Hermes beschrieben wird; Homer selbst läßt sich über ihre Einrichtung nirgends genauer aus, außer etwa Od. XXI, 506 bis 508.) nicht die geringste Aehnlichkeit. Ein Beywort, das auf den bauchförmigen Resonanzboden der φόρμιγξ geht, Il. IX, 340: *die schön gewölbete Harfe*, wird dadurch ganz unverständlich. Warum nicht überall die *Leyer*, die Hr. V. selbst ein paarmal nennt, (Il. I, 603,

9 [Die neue *Ilias*-Edition von Friedrich August Wolf (1759–1824) war 1794 in 2 Bänden in Halle erschienen.]

IX 186.) oder die Laute? Man hat viel darüber hin- und hergestritten, ob Homer φόρμιγγι und κίθαρις unterscheidet, oder nicht. Die erste Meynung gründet sich hauptsächlich auf Il. III, 54, und Hr. V. scheint sich dafür zu erklären, da er hier Laute übersetzt. Die Stelle Od. I, 153–155. macht es wenigstens sehr zweifelhaft. Nach Wolfs scharfsinniger Beleuchtung der berühmten Stelle vom Bellerophon hätte der Uebers. schwerlich durch seinen Ausdruck für θυμοφθόρα πολλά:

Aber er sandt' ihn gen Lykia hin, und traurige Zeichen
Gab er ihm, *Todesworte* geritzt auf gefalteten Täflein,

den vortrojanischen Helden die Schreibekunst beygelegt; besonders da er das γράψας ἐν πίνακι πτυκτῶ schon so richtig nach dem alten Sinne gegeben hat.

Wäre es indessen leichter, als es wirklich ist, die uns so geläufigen Erfindungen und Einrichtungen, welche Homers Zeitalter noch nicht kannte, zu vergessen, so bliebe es doch eben schwierig, was ihnen vorherging, treffend zu benennen. So übersetzt Hr. V. z. B. Θέμιστες, Gesetze, wobey man doch nicht einmal [480] an eine mündlich überlieferte eigentliche Gesetzgebung, sondern nur an Herkommen und natürliche Billigkeit denken darf. *Gebräuche* erschöpfen diesen Begriff nicht ganz; doch heißt Θέμις in folgender Verbindung offenbar nichts weiter. Il. XIX, 177., nach Hn. V.:

Wie in der Menschen Geschlecht der Mann dem Weibe sich naht,
wörtlicher:

Wie es im Menschengeschlecht der Männer und Weiber Gebrauch ist.

Die Ausdrücke Homers, die sich auf sittliche Gefühle beziehen, können den Uebers. in große Verlegenheit bringen. Die derben Aeüßerungen gesunder, roher Kraft, die durch mancherley gesellige Einverständnisse noch nicht gefesselt, aber für die edelste sittliche Bildung empfänglich ist, sind wesentlich von festgesetzter Barbarey und davon unzertrennlichem Unadel der Sitten verschieden; allein wenn man jene in eine verfeinerte Sprache, worinn der Wohlstand seine despotische Gewalt weit ausgedehnt hat, ungeschwächt übertragen will, so veranlaßt man leicht eine Verwechslung mit diesem. Hierinn war *Bürger*, (auf dessen hexametrische Uebersetzung¹⁰ wir noch zurückkommen werden,) der Gefahr zu übertreiben ausgesetzt; Hr. V. hingegen scheint von Seiten der Milderung und Schonung zu weit zu gehen. Er kann es nicht über sich gewinnen, Achilleus den Agamemnon Hundsauge (Il. I, 159.) und Helena sich selbst eine Hündin (Il. VI, 344, 356.) nennen zu lassen; auch deutet er nur an, was Homer ausdrücklich sagt, daß Juno zuweilen von ihrem Gemahl Schläge bekommt, in der Rede Vulkans Il. I, 586:

Duld', o theuerste Mutter, und fasse dich, herzlich betrübt zwar!
Daß ich nicht, du Geliebte, mit eigenen Augen es sehe.
Wann er dich *strafft* (θεινομένην).

Freylich ist es auch allzudemüthigend für die *hohheitblickende* Göttin (βοῶπις πότνια Ἥρη). Man sieht hieraus, wie eine Abweichung vom Original eine andre nach sich

10 [S. o. S. 5 Anm. 3.]

zieht. Hielt Hr. V. die farrenäugige Here, wie sie bey Bürger heißt, für zu gewagt? Das von ihm gewählte Beywort ist an sich schön, es würde vortrefflich passen, wenn man annehmen dürfte, der Sänger habe eine Gestalt, wie etwa die der Juno Ludovisi, im Sinne gehabt; aber es sagt vielmehr als die beiden griechischen: sogar eine Sklavin heißt einmal βρωπις, (Il. III, 144.), und mit πότνια ist Homer auch nicht karg. Die von Thieren hergenommenen Benennungen sowohl schlechter als guter menschlicher Eigenschaften sind sehr bedeutend: sie bezeugen die enge Nachbarschaft, womit jene Heroen auf der einen Seite mit thierischen, wie auf der andern mit göttlichen Naturen zusammenlebten. [Fortsetzung in Sp. 481]

Sollte dem Dichter nicht etwas fremdes geliehen werden, wenn man γυναικῶν θηλυτεράων durch *zartgebildete Weiber*, *zartgeschaffene Weiber* giebt? Homer sagt so vieles, was sich von selbst versteht, daß man dies Beywort so gut wie νεκῶν κατατεθνειώτων für tautologisch halten könnte. Zu der letzten Uebersetzung geben die beiden Stellen, wo sie vorkommt, Od. XI, 434. und XV, 421. noch einigermaßen Veranlassung; bey den *zartgebildeten Weibern* aber Od. XI, 385. fehlt sie ganz. Zartheit in der körperlichen Bildung hätte der Grieche eher auf jede andre Art bezeichnet, und wird geistige Bildung darunter verstanden, so ist Gedanke und Ausdruck noch unhomischer. Warum nicht wörtlich *weibliche Frauen* oder *Weiber*, welches auch dem Leser, der die Tautologie nicht zugeben will, immer noch Genüge leisten könnte? Es wäre nicht das erstemal, daß es in unsrer Sprache gesagt wird. Die Minnesinger begrüßen ihre Geliebten häufig so, als mit einem schmeichelnden Beyworte. Bey der nach unsern Sitten nicht anständigen, aber an sich züchtigen, Weise, wie Homer von der Liebe beider Geschlechter redet, hat sich der Uebersetzer meistens geschickt durchgeholfen, ohne doch schonende Schleyer zu werfen, welche die Sache verschlimmern. Nur in der Stelle von der Astyoche Il. II, 513–515.

in der Burg des Azeidischen Aktors

Stieg sie einst in den Söller empor, die schüchterne Jungfrau,
Hin zum gewaltigen Ares, und sank in geheimer Umarmung.

giebt das letzte Hemistich, eben weil es weniger sagt, der Einbildungskraft mehr zu thun, als das Homerische: er lagerte heimlich sich zu ihr. Zur Ehre der schüchternen Jungfrau sollte auch wohl Ἄρηϊ κρατερῶ mit τέκεν verbunden, und ὑπερώϊον εἰσαναβάσσα auf die Zeit der Niederkunft bezogen werden, so daß der Aorist παρέλεξατο die Bedeutung des Plusquamperfectum bekäme; παρθένος steht dieser Auslegung nicht im Wege, es heißt mehrmals nichts weiter als ein unvermähltes Mädchen. Die Redensart: *durchbebt* von süßem Verlangen, für: καί με γλυκὺς ἴμερος αἰρεῖ, Il. III, 446. möchte selbst für den Weiberheld Paris zu zart seyn. [482]

Nirgends sieht man auffallender, wie fest Homer oder vielmehr sein Zeitalter noch am Sinnlichen hing, als in seinen Kinderbegriffen von der menschlichen Seele. Der philosophische Scherz, nach welchem sie im einzelnen Menschen mit dem Fortgange des Alters allmählig von den Füßen bis zum Kopfe hinaufsteigen soll, ließe sich auch auf ganze Völker anwenden. Bey jenen guten Insulanern der Südsee, denen Gedanken *Worte im Bauche* heißen, wohnt sie noch tief unten. Auch aus der Homerischen Sprache sieht man nirgends, daß sie sich schon im Kopfe hätte spüren lassen; ihr eigentli-

cher Sitz ist die Brust. Die Gränzen der verschiedenen Seelenvermögen fließen in einander: die Verrichtungen des Verstandes werden der begehrenden und wollenden Kraft, die sich am entschiedensten kund thut, zugleich mit zugeschrieben, und diese ist wiederum eigentlich nichts als das physische Leben, ein so handgreifliches Ding, daß es mit dem Speere zugleich aus einer Wunde in der Brust gezogen werden konnte (Il. XVI, 386.). Beym Uebersetzen solcher Stellen unsre unsinnliche Seelenlehre zu entfernen, verursacht oft große Schwierigkeiten: doch sind sie nicht unübersteiglich, weil jene einfältigen Vorstellungsarten auch bey uns unter dem Volke nicht ausgestorben sind, und in der Sprache des gemeinen Lebens aufbewahrt werden. Es wäre zu wünschen, Hr. V. hätte statt der so häufig bey ihm vorkommenden Wörter *Herz* und *Geist* öfter für jenes Brust, für dieses Muth, Sinn, Gemüth, Seele, gebraucht. Das Herz, bloß körperlich genommen, kann zwar völlig nach Homers Weise für den ganzen innern Menschen gesetzt werden: aber die Stellung muß verhindern, es metaphorisch zu verstehen, was uns eigentlich weit geläufiger ist, und besonders muß man nicht an den Unfug erinnert werden, der in unsern empfindsamen Romanen mit dem Herzen getrieben wird. Sollte diese Klippe vermieden seyn, wenn Juno (Il. I, 569. ἐπιγνάμψασα φίλον κῆρ) *die Stürme des Herzens bezwingt*? Der Geist wird bey uns immer allem Körperlichen entgegengesetzt, und entspricht daher Homers für die Sinne faßlichen Bildern von der Seele am wenigsten. Der alte Sänger mag immerhin den Thieren eben solch einen θυμός als den Menschen zugeschrieben haben: allein es hat eine komische Emphase, wenn Hr. V. die beiden Lämmer (Il. III, 294. θυμοῦ δευομένου) *den Geist aushauchen* läßt. Da θυμός an andern Stellen, Il. V, 689. XVI, 469. schicklich Leben übersetzt wird, so lag hier eine Auskunft nicht sehr weit aus dem Wege. Auch wo der verwundete Sarpedon in Ohnmacht fällt, wäre der Geist wohl besser weggeblieben. Il. V, 696. τὸν δ' ἔλιπε ψυχή, *und ihn verließ sein Geist*; ψυχή [483] ist ja an mehrern Stellen offenbar nichts weiter als der Odem, die sichtbare Lebenskraft. Merkwürdig ist es zu sehen, wie Homer sich hilft, wo er von der Einbildungskraft spricht, Od. I, 115.: ὀσσόμενος πατέρ' ἐσθλὸν ἐνὶ φρεσίν, welches nicht zum treuesten übersetzt wird: *denkend des Vatersbild*. Man könnte zweifeln, ob Homer sich das Gedächtniß, so wichtige Dienste es ihm bey seinen Dichtungen leisten mußte, und obgleich seine Wirksamkeit schon zur Person erhoben war, als eine für sich bestehende Seelenkraft dachte; es wäre also sicherer gewesen, Il. II, 33. μηδέ σε λήθη αἰρείτω anders zu geben als: *daß dem Gedächtniß nichts entfällt*. Wenn es aber Od. XVIII, 216. heißt:

Schon als Knab' im Herzen bewegtest du mehr des Verstandes,

für:

παῖς ἔτ' ἑών, καὶ μᾶλλον ἐνὶ φρεσὶ κέρδε' ἐνώμας,

so tritt offenbar Verworrenheit an die Stelle jener Unbestimmtheit der Vorstellungen, welche die Seelenkräfte noch nicht unterscheidet, und die gesonderten und nunmehr entgegengesetzten Begriffe werden wieder durch einander geworfen. Man könnte eben so gut das Herz im Verstande bewegen, als den Verstand im Herzen. Noch mehr mißlungen, wo möglich, ist die Uebersetzung des Hemistichs: κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν, *in des Herzens Geist und Empfindung*, welches um so schlimmer ist, da es zu den wiederkommenden gehört. Nach welcher Psychologie hat das Herz im bildlichen Sinne,

wozu hier die folgende *Empfindung* nöthigt, einen Geist? Dem Worte Empfindung für innre Empfindniß möchte schwerlich etwas in der ganzen Homerischen Sprache nur von fern ähneln. Welche Anatomie der Seele, die innre Empfindung noch vom Herzen, d. h. dem Vermögen derselben zu trennen? Doch dies ist noch nicht alles; denn nun soll nebst dem Geiste des Herzens auch in der Empfindung des Herzens etwas *erwogen* (Il. I, 193.) oder gar *erkannt* werden (Il. IV, 163.). Wie schlicht und einfältig lautet dagegen das Griechische! Tautologischer Ueberfluß ist überhaupt im Tone der kindlichen Urwelt; aber bey der Beschreibung dessen, was in der Seele vorgeht, ganz vorzüglich an seinem Platze: denn hier glaubte man sich nicht deutlich genug verständigen zu können. Wen es beleidigt zu hören: *in seinem Sinn und Gemüthe, in der Brust und in dem Gemüthe, in der Seel' und in dem Gemüthe* u. s. w., der ist noch nicht im Stande den Homer zu genießen.

Dies sey genug über die Wahrheit der Voßischen Uebersetzung von Seiten des Inhalts. Wir müssen nun betrachten, in wiefern sie die poëtische Form, den Stil, den Ton, die Farbe der Darstellung der Homerischen Gesänge getroffen oder verfehlt hat, was eigentlich das Wichtigste ist, weil es sich über das Ganze erstreckt, und weil auch aller Inhalt eines Gedichts doch nur durch das Medium der Form erkannt wird. Es ist schon oben bemerkt worden, daß sich hiebey [484] nicht alles durch Gründe entscheiden läßt: die feineren Unterschiede der Eindrücke sowohl dem Grade als der Art nach hängen von der Empfänglichkeit und Stimmung des Einzelnen ab; niemand kann sein besondres Gefühl zum allgemeinen Maaßstabe erheben, weil jeder sich mit gleichem Rechte auf die Leitung des seinigen beruft. Viele Leser könnten erklären, Hn. Voss'ens Homer sey nicht der ihrige, und es bliebe immer noch zweifelhaft, ob er ihn nicht richtiger gefühlt als sie, da ihn unstreitig wenige so tief und anhaltend wie er studirt haben. Indessen würde es mißlich um die ganze Poësie aussehen, wenn es gar keine zuverlässig erkennbaren, im Wesen der Sache selbst gegründeten Beschaffenheiten des Ausdrucks gäbe, wobey eine allgemeine Uebereinkunft angenommen werden darf. Wenn nicht eine zweyte Sprachverwirrung einreißt, so wird man mit Sicherheit angeben können, wo das Gewöhnliche mit dem Seltsamen, das Bescheidne mit dem Kühnen, das Einfache mit dem Ueberladenen, das Natürliche mit dem Gekünstelten und Steifen vertauscht wird. Der nüchternen, aber kräftigen, Einfach Homers kann nichts schlimmers widerfahren, als wenn ihr fremder Schmuck geliehen wird: in der gemeinsten Prosa wird man sie immer noch eher wieder erkennen. Wie also Hr. V. übersetzen konnte: ὁ δ' ἦϊε νυκτὶ ἑοικώς, *er wandelte düster wie Nachtgraun*; τοῦ γὰρ κράτος ἐστὶ μέγιστον, *denn sein ist siegende Allmacht*; ὀρινομένη τε θάλασσα, *des Meeres Empörung*; τὸν δὲ ἰδὼν ῥίγησε, *ihn erblickt' aufschauend*; βρότον αἱματόεντα, *blutigen Mord*; πολέμου ἐπιδημίου, ὀκρυόεντος, *des heimischen Kriegs, des entsetzlichen Scheusals*; κονίη, *wölkender Staub*; πυρὸς ὄρμη, *von des Feuerorkans Wuth*; μεγάλῳ ἀλαλητῷ *mit wild aufhallendem Feldruf*; ὑπερφιάλοισι μετελθών, *umlermt' ihn der trotzigen Schwelger Getümmel*; νέκταρ ἐρυθρόν, *rothfunkelnder Nektar*; μέγας σῦς, *ein Borstenumstarrt Schwein*; θύελλα, *der Ungestüm des Orkanes*; πολὺ μείζον τε καὶ ἀργαλεώτερον ἄλλο, *ein größeres noch und viel graunvolleres Unheil*; ὕλη τηλεθόωσα, *des grünenden Haines Umschattung*; οἰζύος ἢ μιν ἰκάνει, *des Elendes, das ihn umdränget*; ἐπισπέρχουσι δ' ἄελλαι παντοίων ἀνέμων, *wie sausen gedrängt die Orkane, rings mit Orkanen im Kampf*; wie Hr. V. so übersetzen konnte, wenn er

nicht selbst in dem alten Sänger den Pomp der spätern kunstgerechten Epopoe suchte und fand, scheint in der That unbegreiflich. Am auffallendsten werden diese Abweichungen, wenn von Gegenständen des gemeinen Lebens die Rede ist. In einem Schranke oder Behälter, wo in der griechischen und ältern deutschen Odyssee viele Speere standen, müssen sie jetzt *gedrängt aufstreben* (Od. I, 129.). Den fichtenen Mast (Od. II, 425.) *stellten sie hoch aufrichtend* στῆσαν ἀείραντες. Wenn Agamemnon, wie er sein Heer in Ordnung stellt, mit einem Stiere unter der Heerde verglichen wird (Il. II, 481.), so heit es:

So wie der Stier in der Heerd' ein Herrlicher wandelt vor allen,
Männlich stolz; denn er ragt aus den Rindern hervor auf der Weide. [485]

Das *mannlichstolz* ist ein Zug, wovon man im Griechischen keine Spur findet, und der obendrein die ganze Vergleichung verdirbt. Denn das Ergötzen an einem treffenden Gleichnisse beruht auf der übrigen Ungleichartigkeit der verglichenen Gegenstände. Wenn der Stier wie ein Mann einhergeht, so mu auch der Mann einhergehn wie ein Stier: das versteht sich von selbst.

Nach dergleichen Beyspielen möchte man doch wohl genöthigt seyn, von Klopstocks Ausspruche, „Homer könne nun, wenn er unterginge, aus dem Verdeutscher wieder vergriecht werden,“ (grammat. Gespräche, S. 349.)¹¹ etwas abzurechnen. Wir müssen jedoch erinnern, da man beträchtliche Stücke in einem fortlesen kann, ohne auf so starke Störungen zu treffen. Es sey uns erlaubt, einige Stellen im Zusammenhange auszuheben, und das Urtheil darüber durch Vergleichung, theils mit Bürgers Weise zu übersetzen, theils mit Hn. V's. eigner früherer Arbeit zu schärfen. Die Rede der Thetis Il. I, 413. lautet in der neuesten Uebersetzung so:

Aber Thetis darauf antwortete, Thränen vergieend:
Wehe mir! da ich, mein Kind, dich erzog, unselig Geborner!
Möchtest du hier bey den Schiffen doch frey von Thränen und Kränkung
Sitzen; dieweil dein Verhangni so kurz nur wahret, so gar kurz!
Aber zugleich fruhwelkend und ungluckselig vor allen
Wurdest du! Ja, dich gebahr ich dem Jammergeschick im Palaste!
Dies dem Donnerer Zeus zu verkündigen, ob er mich höre,
Geh' ich selber hinauf zum schneebedeckten Olympos.
Du inde an des Meers schnellwandelnden Schiffen dich setzend,
Zurne dem Danaervolk, und des Kriegs enthalte dich gänzlich.
Zeus ging gestern zum Mahl der unstraflichen Aethiopen
An des Okeanos Flut; und die Himmlischen folgten ihm alle.
Aber am zwolfsten Tag, dann kehret er heim zum Olympos.
Hierauf steig ich empor zum ehernen Hause Kronions,
Und umfass' ihm die Knie, und ich traue mir, ihn zu bewegen.

Bey Bürger (im Journal von und für Deutschland. 84. 1. St.):

Ihm antwortete darauf die Göttin Thränen vergieend:
Ach! was mut' ich dich, Kind, gebähren zum Unglück und aufziehn?
Da du doch thranenlos und ungekrancket hier saest,

11 [Friedrich Gottlieb Klopstock, *Grammatische Gespräche*, Altona 1794.]

Da dir ein Kurzes nur, ganz Kurzes! zu leben bestimmt ist!
Sterblich bist du so früh und über alles doch elend!
Drum gebahr ich gewiß dich heim zur Stunde des Unglücks. [486]
Doch bald fahr' ich hinan zum hochbeschneyten Olympos,
Meld' es dem donnerfrohen Kronion, ob es ihn rühret.
Du bleib sitzen indeß bey den schnell hingleitenden Schiffen,
Zürne den Griechen fort, und enthalte des Krieges dich gänzlich.
Zeus ging gestern zum Mahl an den Ozean hin zu den frommen
Aethiopen, und ihn begleiteten sämtliche Götter.
Nach zwölf Tagen kehrt er wieder zurück zum Olympos.
Alsdann will ich hinauf in sein erz begründetes Haus gehn,
Und sein Knie umschlingen. So hoff' ich ihn zu bewegen.

Das Ende des Gesanges:

Sprachs; da lächelte sanft die lilienarmige Here;
Lächelnd darauf entnahm sie der Hand des Sohnes den Becher,
Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung
Rechts herum, dem Krüge den süßen Nektar entschöpfend.
Doch unermessliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn, wie Hefästos in emsiger Eil umherging.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie, und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Gesangs der Musen mit hold antwortender Stimme.
Aber nachdem sich gesenkt des Helios leuchtende Fackel,
Gingen sie auszuruhn, zur eignen Wohnung ein jeder,
Dort wo jedem vordem der hinkende Künstler Hefästos
Bauete seinen Pallast mit erfindungsreichem Verstande.
Zeus auch ging zum Lager, der Donnergott des Olympos,
Wo er zuvor ausruhte, wann süßer Schlaf ihm genaht war.
Dorthin stieg er zu ruhn mit der goldenthronenden Here.

Bey Bürger:

Sprach's ihm lächelte drob die lilienarmige Here,
Und nahm lächelnd hin von der Hand des Sohnes den Becher.
Dieser reichte nun auch, rechts anbeginnd, des süßen
Nektars, aus dem Kumpe geschöpft, den übrigen Göttern.
Unauslöschliche Lache befiel die seligen Götter,
Als sie sahn, wie Hefaistos die Halle so flink durchdiente.
Nun durchschmauseten sie den Tag, bis die Sonne hinabsank.
Keines Herzens gebrachs an voller Gnüge des Mahles.
Foibos Apollon schlug die schöne Laute. Die Musen
Sangen Wechselgesänge dazu, mit lieblichen Stimmen.
Als sie gesunken war, die leuchtende Fackel der Sonne,
Da ging jeder zu ruhn hinweg nach seinem Gemache.
Jeglichem hatte der zwiergelähmte berühmte Hefästos
Sein besonders Gemach mit künstlichem Sinne gezimmert.
Auch zu Bett ging Zeus, der olympische Schwinger des Blitzes,

Wo er ruhte, wenn ihn der liebliche Schlaf umwallte.
Dorthin ging er und schlief bey dir, goldthronende Here. [487]

Man sieht, daß Bürger schon sehr viel geleistet hat. Zeile vor Zeile neben der Voßischen Uebersetzung mit dem Original zusammengehalten, verliert die seinige, weil sie sich besonders in der Stellung der Redetheile viel weiter von jenem entfernt. Hingegen im Zusammenhange gelesen, giebt sie den Eindruck vielleicht vollkommner wieder, und ein gewisses Etwas darinn spricht einem [*sic*] bekannter und herzlicher an. Die Wortfolge ist oft von der Homerischen verschieden, aber im Deutschen eben so leicht und kunstlos, wie jene im Griechischen. Hn. Voßens Ueberlegenheit im Versbau fällt in die Augen: allein Bürgers Hexameter ist bis auf einige Versehen gegen die Prosodie keinesweges verwerflich, und man entdeckt an ihm weit weniger Spuren einer mühsamen Entstehung. In Ansehung der Sprachkunde und gelehrten Auslegung würde er selbst sich nicht neben Hn. V. haben stellen wollen. Sonst hatte dieser wackre Dichter gewiß einen vorzüglichen Beruf, Uebersetzer Homers zu werden. Alles, was die deutsche, auch die alte deutsche Sprache, an naiven, kräftigen, zutraulichen Wörtern und Wendungen hat, stand ihm zu Gebote; gerade, offen und ohne Aengstlichkeit sagte seine Muse alles, wie sie es fühlte; er war selbst Volksdichter und vergaß nie, daß Homer es im höchsten Sinne des Wortes gewesen. Schwerlich so treu als Hr. V. aber vielleicht wahrer hätte er ihn verdeutscht. Da seine Ilias leider unvollendet geblieben ist, so wäre wenigstens zu wünschen, daß die im Journal von und für Deutschland zerstreuten Gesänge sowohl, als was sich noch unter den Papieren des Verstorbenen finden möchte (Rec. müßte sich sehr irren, wenn er nicht selbst fertige noch ungedruckte Stücke von Bürger hätte vorlesen hören) gesammelt herausgegeben würden.¹² [Fortsetzung in Sp. 489]

Bey der Vergleichung einiger Stellen aus der älteren und neueren Vossischen Odyssee wird sich vielleicht ein ähnliches Verhältniß offenbaren, wie zwischen den eben zusammengehaltenen Proben aus der Ilias. Jene erste Uebersetzung ist so durchaus umgearbeitet worden, daß es keiner sorgfältigen Wahl der Stellen bedarf, um ihren Unterschied auffallend zu zeigen. Fast jedes andre Bruchstück könnte denselben Dienst verrichten, wie die folgenden, die wir aus verschiedenen Gesängen ausheben wollen. Pallas erscheint der Nausikaa und redet sie an, Od. VI, 25–40. In der ältern Uebersetzung:

25. Liebes Kind, was bist du mir doch ein läßiges Mädchen?
Deine kostbaren Kleider, wie alles im Wüste herumliegt!
Und die Hochzeit steht dir bevor! Da muß doch was schönes
Seyn für dich selber, und die, so dich zum Bräutigam führen!
Denn durch schöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte
30. Bey den Leuten; auch freun sich dessen Vater und Mutter.
Laß uns denn eilen und waschen, sobald der Morgen sich röthet!
Ich will deine Gehülfin seyn, damit du geschwinder
Fertig werdest; denn Mädchen, du bleibst nicht lange mehr Jungfrau.

¹² [Bürgers Übersetzungsproben aus der *Ilias* wurden kurz darauf in seinen *Sämmtlichen Schriften* gesammelt (Bd. 3 u. 4, hg. v. Karl Reinhard, Göttingen 1797/98).]

- Siehe, es werben ja schon die edelsten Jüngling' im Volke
 35. Aller Fäacken um dich; denn du stammst selber von Edlen.
 Auf! erinnere noch vor der Morgenröthe den Vater,
 Daß er mit Mäulern dir den Wagen bespanne, worauf man
 Lade die schönen Gewände, die Gürtel und prächtigen Decken.
 Auch für dich ist es so bequemer, als wenn du zu Fuße
 40. Gehen wolltest; denn weit von der Stadt sind die Spülen entlegen.

In der neuern:

25. Welch ein läßiges Mädchen, Nausikaa, bist du der Mutter.
 Dein Gewand, wie liegt es in Wust, so gepriesener Schönheit! [490]
 Und dir naht die Vermählung, wo schönes du brauchst, für dich selber
 Anzuziehn, und zu reichen den Jünglingen, welche dich führen!
 Denn durch Schmuck erlangt man ein gutes Gerücht bey den Menschen
 30. Rings; auch freun der Vater sich deß und die liebende Mutter.
 Gehen wir denn zu waschen, sobald der Morgen sich röthet.
 Ich als Helferin auch begleite dich, daß du geschwinder
 Fertig seyst; denn wahrlich, du bleibst nicht lange noch Jungfrau.
 Denn schon werben um dich die Edelsten unter dem Volke
 35. Aller Fäaken umher; da du selbst von edler Geburt bist.
 Auf, den gepriesenen Vater ermuntere noch vor dem Morgen,
 Daß er Mäuler und Wagen beschleunige, welcher dir führe
 Gürtel und feine Gewand' und Teppiche, edel an Kunstwerk.
 Auch ist solches dir selbst anständiger, als da zu Fuße
 40. Hinzugehn; denn weit von der Stadt sind die Gruben der Wäsche.

Die erste Zeile folgt in beiden Uebersetzungen dem Original nicht wörtlich genau, in der letzten gewissermaßen noch weniger als in der ersten. Zwar steht *Nausikaa* und nicht *liebes Kind* im Texte; die Mutter ist auch hineingebracht, aber in einem ganz andern Verhältnisse. Der Dativ *der Mutter* ist hier sehr fremd; mit dem pleonastischen *mir* hat es eine verschiedene Bewandniß: es ist im vertraulichsten Tone gebräuchlich, da jenes höchstens nur als eine gelehrte Redensart gelten dürfte. Sollen die Worte: *du bist der Mutter ein läßiges Mädchen*, bedeuten: die Mutter leidet unter deiner Nachlässigkeit, (und was könnte sonst ihr Sinn seyn?) so ist es noch überdieß unrichtig. Die folgende Rede zeigt, daß Nausikaa *sich selbst* ein läßiges Mädchen war, weil sie für ihren eignen Putz nicht sorgte. Die Griechische Wendung: τί νύ σ' ὦδε μεθήμονα γείνατο μήτηρ, soll wohl nichts mehr sagen als: *wie nachlässig bist du von Natur*; es möchte also durch wörtliche Uebertragung leicht ein zu starker Nachdruck darauf gelegt werden. V. 26 wird *Gewand* als Collectivum gebraucht, welches dem Ursprunge des Wortes gemäß seyn mag, aber gewiß gar nicht üblich, und deswegen unverständlich ist. *So gepriesener Schönheit* für *σγαλδέντα* ist zu geschmückt und gesucht. Die mit dem Griechischen übereinkommende, aber dort leichte und gewöhnliche, im Deutschen gekünstelte, wo nicht ganz [491] unerlaubte Stellung verstärkt noch diesen Eindruck. Wer, mit den alten Sprachen unbekannt, sich nicht über die einheimische Art zu construiren erheben kann, wird mit einem Wuste von gepriesener Schönheit zu schaffen bekommen. Wie viel natürlicher ist: *deine kostbaren Kleider!* Vielleicht ist *im Wuste* für ἀκρηδέα in beiden Uebersetzungen ein zu harter Ausdruck. *Und dir naht die*

Vermählung ist viel vornehmer aber auch steifer als: *Und die Hochzeit steht dir bevor*. Durch welches von beiden sollte wohl das Homerische σοὶ δὲ γάμος σχεδὸν ἐστίν, besser getroffen seyn? Eben so verhält es sich mit: *wo schönes du brauchst* statt: *da muß doch was schönes seyn*. Ohne Beziehung auf ein vorhergehendes Substantivum möchte *schönes* schwerlich die Begleitung des Pronomen *etwas* oder des vertraulicheren *was* entbehren können, und wenn es mit *Gewand* zusammenhängen soll, wie das Griechische καλὰ mit εἴματα, so mußte der ungelehrte Leser erst besonders davon unterrichtet werden. Die Versetzung *wo schönes du brauchst* statt *wo du schönes brauchst* ist hart. V. 29, 30 klingt viel naiver in der älteren Uebersetzung; in der neueren sind die *Leute* zu *Menschen* erhoben, und mit einem nachschleppenden *rings* verziert worden, wozu Homer nicht den geringsten Anlaß giebt. In den folgenden Zeilen sind die Veränderungen weniger bedeutend und meistens zum Vortheil der neueren Uebersetzung. V. 35 scheint Hr. V. beide Male ὄτι und nicht ὅθι gelesen zu haben. Sollte γένος ohne allen Zusatz *edle Geburt* bezeichnen können? Nach der Lesart ὅθι sagt Homer freylich etwas, das sich von selbst versteht: allein wie oft begegnet ihm das? Im höchsten Grade misslungen ist die Veränderung des 37. und 38. Verses. Wie kann man sagen: *Mäuler und Wagen beschleunigen*? Dieses Zeitwort heißt: machen, daß etwas geschwinder geschieht, und läßt sich daher durchaus nicht auf Gegenstände, sondern nur auf Handlungen anwenden. Niemals beschleunigt man ein Haus, aber wohl einen Bau. Wenn man von Beschleunigung einer *Sache* redet, so meynt man damit immer ein Geschäft, eine Verrichtung. Ueberdieß liegt dabey immer ein Vergleich des Schnelleren und Langsameren zum Grunde, die hier gar nicht Statt finden kann. Wie seltsam würde Nausikaa ihren Vater bitten, ihr den Wagen geschwinder zu schaffen, da sie ihm vorher noch nichts davon gesagt hatte! Der Ausdruck des Textes ἐφοπλίσαι läßt keine Spur von dieser unschicklichen Eile wahrnehmen. *Wagen* konnte im Deutschen die Bestimmung des Artikels *einen* oder *den* nicht entbehren, wenn das Pronomen relativum darauf zurück weisen sollte. *Welcher dir führe* ist in der That sehr wörtlich nach dem Griechischen: ἧ κεν ἄγησι; doch steht das unnütze *dir* nicht da, und *führen* sagt man in unsrer Sprache wohl von der Ladung eines Schiffes, eines Frachtwagens, aber in andrer Beziehung als wie es hier steht. Die griechische Wortfolge: *Welcher dir führe Gürtel und feine Gewand* u. s. w. möchte bey uns durch hohen lyrischen Schwung gerechtfertigt werden; in einer nüchternen Rede von Gegenständen des gemeinen Lebens angebracht, ist sie ganz an der unrechten Stelle. Aus ῥήγεα σιγαλόεντα ist hier wieder et-[492]was sehr prächtiges geworden, nämlich *Teppiche, edel an Kunstwerk*. Schwerlich läßt sich die Präposition *An* in dieser Verbindung gebrauchen: man sagt *edel von Abkunft* statt *von edler Abkunft*, aber nicht *edel an Abkunft*. Doch was soll man bey *edel an* oder *von Kunstwerk* denken? Ein Kunstwerk ist ein selbständiges, durch Kunst hervorgebrachtes Ding, und keinesweges eine Beschaffenheit, wornach eine Sache edel oder unedel genannt werden könnte. Die Teppiche waren ein Kunstwerk; wenn man sie anders mit diesem Namen beehren will: da hätten wir also ein an Kunstwerk edles Kunstwerk. Der Vf. hat sagen wollen: *edel an Kunstarbeit*, allein diese Bedeutung hat das Wort *Werk* nur in den niederdeutschen Zweigen der germanischen Sprache, dem Englischen und Holländischen, niemals im Hochdeutschen. Im 39ten V. entspricht *anständiger* dem κάλλιον besser als *bequemer*; dagegen ist *solches* hineinge-

kommen, gegen dessen häufigen Gebrauch sich schon der Beurtheiler im *T. Merkur*¹³ erklärt hat. *Gruben der Wäsche* erklären die Sache bestimmter als das provinzielle *Spülen*.

Die darauf folgenden Verse lauten in der frühern Odyssee:

Also redete Zeus blauäugichte Tochter, und kehrte
Wieder zum hohen Olympos, der Götter ewigen Wohnsitz,
Nie von Orkanen erschüttert, vom Regen nimmer beflutet,
Nimmer bestöbert vom Schnee; die wolkenloseste Heitre
Waltet ruhig umher, und deckt ihn mit schimmernden Glanze:
Dort erfreut sich ewig die Schaar der seligen Götter.
Dorthin kehrte die Göttin, nachdem sie das Mädchen ermahnet.

In der späteren:

Also sprach und enteilte die Herscherin Pallas Athene
Schnell zum Olympos empor, dem ewigen Sitz der Götter,
Sagen sie: den kein Sturm noch erschütterte, nie auch der Regen
Feuchtete, oder der Schnee umstöberte; Heitre beständig
Breitet sich wolkenlos, und hell umfließt ihn der Schimmer.
Dort erfreuen sich täglich die seligen Uranionen;
Dorthin kehrt' Athene, nachdem sie das Mädchen ermahnet.

In beiden Uebersetzungen gehört die Stelle sowohl durch den Inhalt als durch die Schönheit der Nachbildung zu den ausgezeichnetsten. Durch die beträchtlichen Veränderungen, die sie erlitten, hat sie theils verloren, theils gewonnen. Beym Homer geht Athene weg, in der neuen Uebersetzung *enteilt sie schnell*; und obgleich man mit jenem Worte immer den Begriff verbindet: *von einem Orte wegeilen*, so enteilt sie hier *zum Olympos empor*. In dem ὄθι φασί verräth sich die aufrichtige Einfalt des Sängers, der bey seinem Glauben an den Olymp doch bezeugen zu müssen meynt, er habe seine Nachrichten darüber nur vom Hörensagen. Dieser merkwürdige Zug war vorhin übersehen worden; jetzt ist er durch *Sagen sie* gegeben, welches jedoch an der Stelle etwas nachschleppt und nicht frey von Undeutlichkeit ist. Die Orkane, ein Prachtwort, das Hr. V. sonst vorzüglich liebt, sind dießmahl zum [493] *Sturme* gemildert; im Texte findet man nur Winde. Warum hat *bestöbern* in das künstlichere *umstöbern* verändert werden müssen, da doch jenes genauer mit ἐπιπύναται übereinkömmt? Die Stellung des *beständig* zwischen dem Nominativ und dem Verbum ist den Gesetzen unsrer Sprache zuwider. Geht der Nominativ voran, so muß das Umstandswort dem Zeitworte folgen; folgt jener dem Zeitworte, so muß es diesem vorangehn. Man hat nur die Wahl, ob man sagen will: *Heitre breitet sich beständig*, oder: *beständig breitet sich Heitre*. Wenn unsre Sprachkundigen *breiten* für ausbreiten oder verbreiten gelten lassen wollen, so ist das Hemistich: *Breitet sich wolkenlos* schöner und treuer als das ältere. Eben das gilt von der zweyten Hälfte des Verses: *und hell umfließt ihn der Schimmer*. Im 46. V. ist *täglich* dem sinnlichen Ausdruck ἡματα πάντα gemäßer als das zuvor gesetzte *ewig*. *Tag für Tag* käme vielleicht noch näher. Für die Vertauschung der *Götter* mit Uranionen möchte es schwer seyn, einen Grund ausfindig zu machen.

13 [Gemeint ist Wieland, s. o. S. 6 Anm. 7.]

Die folgenden Verse würden zu ähnlichen Bemerkungen Stoff darbieten, wenn der Raum sie alle hier zu entwickeln erlaubte. Unter andern ist die buchstäbliche Uebertragung des *πάππα φίλ'* durch *lieber Papa* in der Rede der Nausikaa, von dem häßlichen und übelklingenden Diminutiv *Väterchen* verdrängt worden. Sollte man bey solchen Gelegenheiten nicht denken, der Deutsche, sonst so naive Dichter habe sich der ehemahls empfundenen Naivität im Namen des Griechischen Sängers und in seinem eignen geschämt? Allein hier geht noch etwas weit Bedeutenderes verloren als das Gefällige des kindlichen Tones. Daß die Homerische Poesie in einer ernsthaften Darstellung jenes Kinderwort aus der allgemeinen Natursprache nicht verschmähete, ist äußerst charakteristisch, und könnte allein hinreichen, manchem falschen Begriff von ihr ein Ende zu machen.

Die erste Anrede des Kyklopen Od. IX, 252–255 hieß ehemals:

Fremdlinge, sagt, wer seyd ihr? Von wannen trägt euch die Woge?
 Habt ihr wo ein Gewerb', oder schweift ihr ohne Bestimmung
 Hin und her auf der See: wie Küsten umirrende Räuber,
 Die ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu schaden?

Jetzt:

Fremdlinge, sagt, wer seyd ihr? Woher durchschiffet ihr die Woge?
 Ist es vielleicht um Gewerb', ists ohne Wahl, daß ihr umirrt,
 Gleich wie ein Raubgeschwader im Salzmeer, welches umherschweift,
 Selbst anbietend das Leben, den Fremdlingen Schaden bereitend.

Die letzte Hälfte des ersten Verses ist wörtlicher geworden. Das altdeutsche *von wannen* hätte indessen beybehalten werden können, das Sylbenmaaß gestattete es wenigstens. *Ohne Bestimmung* war ein zu ge-[494]lehrter Ausdruck, aber das dafür gesetzte *ohne Wahl* ist nicht ganz passend. Eine Wahl, wenn auch eine bloß willkührliche, gehört doch immer dazu, um auf der See hier oder dorthin zu fahren. *Aufs Gerathewohl* wäre das eigentliche Wort für *μαρσιδίως*. *Räuber* (*ληϊστήρες*) war weit treuer und einfacher als *Raubgeschwader*. Unter einem Raubgeschwader im Meere wird man sich etwa Hayfische vorstellen: menschliche Seeräuber fahren *auf* dem Meere. Und welche ängstliche Genauigkeit, die doppelte Bedeutung des Worts *ἄλς*, an die der Grieche vermuthlich selbst nicht mehr dachte, wenn er es für *Meer* gebrauchte, durch Salzmeer geben zu wollen! Der deutsche Leser wird unfehlbar glauben, es sey nicht von der See überhaupt, sondern von einem bestimmten, vorzüglich salzigen Meere die Rede. Der lächerliche Mißverstand, der entsteht, wenn man gewöhnlicher Maaßen *welches* auf das zunächst vorhergehende Substantivum bezieht, wo dann ein umherschweifendes Salzmeer zum Vorschein kömmt, hätte auch billig vermieden werden sollen. Räuber, *die ihr Leben selbst darbieten*, sind in der That sehr höflich und großmüthig; bey Homer setzen sie es nur aufs Spiel (*ψυχὰς παρθέμενοι*). Die ältere Uebersetzung: *die ihr Leben verachten* erreichte den Sinn des Originals nicht ganz, aber sie verunstaltete ihn doch wenigstens nicht.

Die darauf folgende Antwort des Ulysses überlassen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, dem Leser zu eigner Vergleichung, und heben nur die Schlußzeilen aus. In der ältern Uebersetzung:

Scheue doch, Bester, die Götter! Wir Armen flehn dir um Hülfe!
 Und ein Rächer ist Zeus dem hilfeflehenden Fremden,
 Zeus der Gastliche, welcher die heiligen Gäste geleitet.

In der neuern:

Scheue doch, Bester, die Götter! Wir nahen dir jetzo in Demuth;
 Aber Zeus ist Rächer dem nahenden Mann, und dem Fremdling,
 Gastbar, welcher den Gang ehrwürdigen Fremdlingen leitet.

Durch das *nahn* und den *nahenden Mann* scheint Hr. V. die Ableitung des *ἰκέτης* haben andeuten zu wollen. Jener Ausdruck wird durch den Zusatz *in Demuth* zwar vor Mißverstand gesichert, doch war die letzte Hälfte des ersten Verses vorhin kräftiger und herzlicher übersetzt. *Der nahende Mann* hingegen ohne weiteres könnte eben so gut ein Bandit seyn als ein Hülfe bittender. Ueberhaupt ist es seltsam, eine vorübergehende Handlung auf diese Weise als fortdauernde Eigenschaft vorzustellen. *Der nahende Mann* nimmt sich um nichts besser aus als *der gehende Mann, der laufende Mann*. Der zweyte Vers hob mit *Und* weit schicklicher an, als jetzt mit *Aber*, obgleich im Griechischen *δέ* steht. Dieses muß so manche unmerkliche Lücken zwischen den Redesätzen ausfüllen, daß es längst nicht den Nachdruck des *Aber* hat, und auch in drey bis vier [495] Versen nach einander wiederholt wird, was im Deutschen unerträglich seyn würde. Hier soll ja kein Einwurf gemacht, sondern vielmehr etwas zur Bestätigung des Vorhergehenden angeführt werden. *Gastbar*, allerdings ein altes deutsches, aber auch ein veraltetes Wort ist dem wohlklingenderen *gastlich* vorgezogen worden. Daß *gastbar* für *der Gastbare* steht, wird wohl kein Leser errathen, der nicht das Griechische zugleich vor Augen hat. Es könnte nicht so verstanden werden, wenn es gleich auf das Hauptwort folgte: Aber Zeus, gastbar, ist Rächer u. s. w.; wie viel weniger, da es durch einen ganzen Vers davon getrennt ist! Ein Beschaffenheitswort wird erst durch die Concretionssylbe zum Adjectivum, und kann ohne dieselbe nur mit dem Zeitworte in unmittelbare Verbindung gesetzt werden. Man wird also unfehlbar, trotz der Interpunction construiren: *und (ist) dem Fremdling gastbar*. Hieraus folgt weiter, daß das Relativum *welcher*, da es mit einem Beschaffenheitsworte nichts zu thun haben kann, und *Zeus* durch zwey andre Hauptwörter viel zu weit davon getrennt ist, auf *Fremdling* bezogen werden wird. Der Dativ *ehrwürdigen Fremdlingen* statt des Genitivs ist fremd und gelehrt; um nicht zu sagen undeutsch. Das Beywort heiligen für *αἰδοίσιον* war angemessener als das jetzt gewählte, das nur wörtlicher scheint. Ehrwürdig ist man durch persönliche Eigenschaften, vorzüglich durch sittliche; heilig kann sogar eine leblose Sache ohne ihr Verdienst seyn, wenn ihre Verletzung für ein Verbrechen gilt. Die Römischen Tribunen waren oft sehr wenig ehrwürdig, aber dennoch *personae sacrae*; so auch ein Gast nach Homers Begriffen. Doch dieß ist noch nicht das wichtigste; wir müßten uns sehr irren, wenn die neuere Uebersetzung den Sinn der letzten Zeile nicht völlig verfehlte. Nicht von einer lenkenden, sondern von einer beschützenden Begleitung ist die Rede. Zeus bestimmt die Fremdlinge nicht, sich hierhin oder dorthin zu begeben, er [496] *leitet ihnen den Gang* nicht; sondern er ist ihnen nahe, damit sie nicht verletzt werden, er *geleitet* sie.

Diese umständliche Zergliederung einzelner Stellen, welche die Gründlichkeit des verdienstvollen Uebersetzers dem Beurtheiler zur Pflicht macht, hat uns auf einen Punkt geführt, von dem wir vorher absichtlich geschwiegen, um die verschiedenen Gesichtspunkte nicht zu verwirren. Wir haben das vorliegende Werk immer nur als eine Dollmetschung des Griechischen, nicht als eine Uebertragung ins Deutsche betrachtet. Dieses doppelte Verhältniß liegt schon im Begriffe einer Uebersetzung: eine Sprache muß dabey völlig an die Stelle der andern treten, so daß außer ihren Regeln auch dasjenige Uebliche, was sich durch keine allgemeinen Vorschriften bestimmen läßt, beobachtet wird. Eben wegen der vielfachen, nie ausgleichenden Verschiedenheit der Sprachen bleibt alles poëtische Uebersetzen, wo es nicht bloß auf den Sinn im Ganzen, sondern auf die feinsten Nebenzüge ankommt, eine unvollkommne Annäherung. Es bedarf keines Beweises, daß alle Freyheiten, die einem Originaldichter gestattet werden, einem übersetzenden Dichter, dessen Lage weit ungünstiger ist, im vollsten Maaße zu Gunsten kommen müssen. Aber eben so ausgemacht ist es, daß es für jede Sprache gewisse durch ursprüngliche noch fortdauernde Beschaffenheit, oder durch eine Verjähmung von undenklichen Zeiten her festgesetzte Gränzen giebt, die man nicht überschreiten darf, ohne sich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daß man eigentlich keine gültige, als solche anerkannte Sprache, sondern ein selbsterfundnes Rothwelsch rede. Keine Nothwendigkeit kann als Rechtfertigung dagegen angeführt werden. Wäre eine Ilias in reinem Deutsch, unentstellt von Graecismen, unmöglich, so würde es besser seyn, ganz Verzicht darauf zu thun. [Fortsetzung in Sp. 497]

Noch neulich ist darüber gestritten worden, wie weit sich das Recht des Einzelnen, zu Ausbildung der Sprache mitzuwirken, erstrecke. Daß einzelne Schriftsteller, besonders Dichter, durch ihr Beyspiel einen unübersehlich großen Einfluß darauf haben können, beweist die Geschichte der Sprachen. Auch hat man vieles anfangs als Sprachverderb verschrieen, was nachher Eingang gefunden und sich als wahre Veredlung bewährt hat. Vorschläge, etwas in die Sprache einzuführen, was noch nicht vorhanden war, müssen daher nicht ohne gründliche Erwägung abgewiesen werden. Wie alle menschlichen Einrichtungen, so strebt auch die Rede, diese schöne Urkunde unsrer höheren Bestimmung, unaufhörlich nach dem Besseren, und es ist ein wahres Verdienst, wenn der Einzelne durch seine bestimmten Bestrebungen das Organ dieses allgemeinen Wunsches wird. Nur ist es dabey eine unerläßliche Bedingung, daß er nicht einreißen muß, indem er baut: das vorgeschlagne Neue darf nicht im Widerspruche mit dem entschieden festgesetzten stehn. Wäre die Sprache eine bloße Zusammenhäufung, gleichviel ob von gleichartigen oder ungleichartigen Bestandtheilen, eine formlose Masse; so dürfte man nach Willkühr ändern oder hinzufügen, und jede Bereicherung ohne Ausnahme wäre Gewinn. Allein sie ist ein geordnetes Ganzes, oder macht doch Anspruch darauf, es mehr und mehr zu werden; nach Gesetzen der Aehnlichkeit und Verwandtschaft zieht alles in ihr sich an oder stößt sich ab; allgemeine Formen gehen durch sie hin, beleben den Stoff, und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus. Je einfacher, umfassender und zusammenhängender ihre Gesetze sind, desto vollkommner ist sie organisirt; je größere Freyheit neben diesen Gesetzen, nicht wider sie, Statt findet, desto geschickter ist sie zum poetischen Gebrauch. Das Uebermaaß positiver Gesetzgebung, das wenig oder gar keinen Spielraum für die Entwicke-

lung origineller Anlagen übrig läßt, ist, wie im Staate, so auch in der Sprache, ein großes Uebel. Hat es mit der gepriesenen Bildsamkeit der unsrigen seine Richtigkeit, so leiden wir nicht davon, wenigstens nicht in Vergleich mit manchen andern neueren Sprachen. Um so viel leichter läßt sich die Verbindlichkeit beobachten, ihr nichts mit ihrer Natur streitendes aufzu-[498]dringen, was sich nie bis zur Gleichartigkeit mit ihr verschmelzen kann. Sich einem fremden Charakter nachbildend anschmiegen können, ist nur dann ein wahres Lob, wenn man Selbstständigkeit dabey zu behaupten hat und behauptet. Bildsamkeit ohne eignen Geist, was wäre sie anders als erklärte Nullität?

Das eigentliche Gebiet des sprachbildenden Künstlers hebt also da an, wo die Gerichtsbarkeit des Grammatikers aufhört. Nur wenige Fälle giebt es, wo er sich in das Geschäfte des letztern mischen darf, indem er nämlich einen offenbar verkehrten, launenhaften Sprachgebrauch, welcher der allgemeineren Analogie zuwider nur in einzelnen Redensarten herrscht, zurecht zu weisen sucht. Er thut es indessen immer auf seine Gefahr. Uebrigens ist jedes positive Gesetz der Sprache, wie sie selbst überhaupt, wo nicht in ihrem Ursprunge, doch in ihrer entwickelten Gestalt, eine Sache der allgemeinen Uebereinkunft, und nur dieselbe Macht, die es gegeben hat, kann es wieder aufheben. Daß sich oft keine innre Nothwendigkeit dabey erkennen läßt, thut seinem Ansehen nicht den geringsten Eintrag. Bloß nach den Grundsätzen der philosophischen Grammatik, ohne das Individuelle und selbst das Willkührliche zu Hülfe zu nehmen, ließe sich wohl eine Art logischer Zifferschrift, aber keine lebendige Sprache erfinden; und was durchgängig und unwiderruflich entschieden ist, bleibt es eben so sehr, wenn man auch zeigen könnte, der Zufall habe dabey sein Spiel getrieben. Indessen hüte man sich, charakteristische Eigenthümlichkeiten mit dem Zufälligen zu verwechseln. Oft wird ein Gesetz, das man, abgesondert betrachtet, geneigt wäre, für einen von den tyrannischen Streichen des so oft verklagten Sprachgebrauchs zu halten, im Zusammenhange der Bestandtheile und des ganzen Baues der Sprache, die es vorschreibt, einen hohen Grad von Schicklichkeit und selbst eine Art individueller Nothwendigkeit gewinnen, die sich eher fühlen als darthun läßt.

Es schien das Kürzeste diese Betrachtungen vorauszuschicken, um bey dem Urtheile über die Freyheiten, die Hr. V. sich mit der deutschen Sprache genommen, immer stillschweigend darauf zurückweisen zu können. Sie bestehn entweder in neu abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, oder in Wortfügungen und Wortstellungen.

Bey der Leichtigkeit der Zusammensetzungen, die unsre Sprache mit der Griechischen gemein hat, entstehen häufig, selbst in der ungelehrten Sprache des Umgangs neue Wörter dieser Art, und der Uebersetzer Homers durfte daher ohne Bedenken die tönende Fülle seiner Beywörter nachzuahmen suchen. Rec. kann in [499] Ansehung ihrer weder Bürgern beytreten, der sie zum Theil für bloße Titulaturen hielt, noch dem Beurtheiler im T. Merkur,¹⁴ wenn er behauptet, Homer würde bey dem Deutschen Leser gewinnen, wenn man zuweilen mit Wahl und Urtheil andre an ihre Stelle setzte, oder sie auch manchmal gar wegließe. Es ist schon gezeigt worden, daß dem modernen Geschmack schlechterdings durch keine Abweichung von der Wahrheit des

14 [Wieland, s. o. S. 6 Anm. 7.]

Originals geschmeichelt werden darf, und die Leser, bey denen Homer durch eine solche Veränderung gewönne, möchten wohl überhaupt unfähig seyn, ihn zu fühlen. Die Beywörter gehören wesentlich zum Charakter seiner Poësie: es liegt in der freundlichen Ansicht der Dinge, die uns in ihr erquickt, daß sie jedem Gegenstande, sey er noch so gering und unscheinbar, irgend etwas wohl lautend nachzurühmen weiß, und das Verweilen bey der sinnlichen Gegenwart bezeichnet, so wie die unermüdlige Stetigkeit der sanften Rhythmen, das ruhige, einfache Fortschreiten der Handlung, worin nichts übereilt wird, und alles bis auf das Kochen und Braten, Essen und Trinken, seinen bequemen Raum findet. Es bedarf keines großen Scharfsinns, um zu bemerken, daß die Beywörter im Munde der redenden Personen oft sehr undramatisch sind: aber es leuchtet auch ein, daß die Wahrheit des Dialogs der Harmonie des epischen Tons untergeordnet seyn mußte, da der Vortrag durch Gesang, wozu das Gedicht ursprünglich bestimmt war, doch keine eigentlich theatralische Täuschung zuließ. Wenn die Homerischen Beywörter nicht immer eine hervorstechende Eigenschaft benennen, wenn sie keinen Nachdruck haben sollen, der die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenken würde, noch auch wegen ihrer beharrlichen Wiederkehr haben können; so ist doch die poëtische Sitte, die sie vertheilt und festgesetzt hat, noch weit von der gesellschaftlichen Convenienz, der Schöpferin der Titulaturen, entfernt; und was hat die steife Leerheit in diesen mit dem schönen Ueberflusse gemein, wodurch jene dem Ohre und der Einbildungskraft schmeicheln? Mit Recht hat indessen der Uebersetzer, da wo Homer offenbar nach der Bequemlichkeit des Versbaues mit verschiedenen Beywörtern wechselt, sich eben dieser Freyheit bedient. Auch dadurch ist nichts verloren gegangen, daß er solche, deren buchstäbliche Uebersetzung schwierig oder unangenehm gewesen wäre, durch einfachere, die ein ähnliches Bild geben, ersetzt hat: z. B. ἔσθρονον Ἡῶ, *die goldene Frühe*, καλλιπάρης, *die rosige* oder *die anmuthvolle*, Κρόνου ἀγκυλομήτεω, *des verborgenen Kronos* u. s. w. Wären die *saumnachschleppenden Weiber*, (τανύπεπλοι) die man für nachlässig in ihrem Anzuge halten möchte, nur auch in diese Klasse gerechnet worden! Ob man nicht bloß das Haar selbst, sondern auch die Person, der es angehört, lockig nennen darf: *die lockige Leto*, bezweifeln wir. Immer ist es noch besser als Bürgers *lockenliebliche Leto*. Verschiedene Beywörter dieser Art, die sich bey ihm finden, und sich auf die einzige Analogie des unedlen *lendenlahm* stützen: *die wangenschöne*, *der schenkelrasche*, u. s. w. hat Hr. V. mit gutem Grunde verworfen. Dagegen [500] liebt er überhaupt die Zusammensetzungen so sehr, daß er sie nicht selten auch da gebraucht, wo Homer ganz einfache, bescheiden schmückende Beywörter hat. Aus dem gestirnten Himmel Il. IV, 44 wird ein *sternumleuchteter*, aus langen Spießen Il. IV, 533 werden *langschäftige*; ein *borstenumstarrt Schwein* (μέγας σῦς) und *den wild aufhallenden Feldruf* (μεγάλω ἀλαλήτῳ) erwähnten wir schon. Ja man findet ziemlich häufig dreyfach zusammengesetzte Wörter, die nach dem Muster des zuletzt angeführten gebildet sind: *das weitaufrauschende Meer*, *die hellastönende Stimme*, *die holdanlächelnde Kypris*, *der harthinstreckende Kampf*, *wild androhend*, *die weithinschattende*, oder auch *weitherschattende Lanze*, *der schönhinwallende Xanthos*, *die gradanstürmende Lanze*, *der tiefhinströmende Herrscher*, *die gernaustheilende Mutter*, *das schwerbinwandelnde Hornvieh*, und andre mehr. Zum Glücke ist die Zusammensetzung nicht ächt, und zerfällt von selbst wieder in ihre Bestandtheile. Die erste

Sylbe bleibt, trotz der Weglassung des Zwischenraumes beym Schreiben, ein eignes bestimmendes Nebenwort, da es durch nichts von dem, was die wahre Wortvereinigung erfordert, mit dem darauf folgenden Participium in Eins verknüpft wird. Hr. V. trennt selbst einmal Il. XXI, 324 in *trüb' aufstürmender Brandung*. Was ihm diese Wörter empfohlen hat, ist vermuthlich ihre prosodische Beschaffenheit. Doch ließe sich gegen ihren Wohlklang erinnern, daß, wenn sie wirklich wie Ein Wort betrachtet werden, ein gewisser Zwist der Accente entsteht, indem man sie nicht *hóldanlächelnde*, *hél্লাustönende*, sondern *hóld-ánlächelnde*, *hélł-áustönende*, *grád-ánstürmende* aussprechen muß. Ueberhaupt sollten wir beym Prägen neuer Wörter immer die sorgfältigste Rücksicht auf den Wohlklang nehmen, und sie würde unsre Freyheit darin gar sehr beschränken. Der Grieche fand mit seinen schönen Vokalen und biegsamen Endsylben der Wörter hiebey selten Anstoß; sie flossen von selbst in einander. Bey uns müssen sie wegen des Gedränges anfangender und schließender Konsonanten, oft zusammengewungen werden. Wir haben schon zu viel solcher furchtbaren Wörter wie *Kopfschmerzen*¹⁵, *Kopfwerkzeug* u. s. w. als daß wir noch neue erfinden sollten, wie Hn. V. einige entschlüpft sind: *Siegsstärke*, *schwarzschauern*, *erzstarrend*, *starkkrädri* mit einem dreyfachen R in drey Sylben, und *hochhauptig* mit einem dreyfachen Hauche. Nur wenig neue Zusammensetzungen sind uns aufgefallen, in denen ein wahrer Sprachfehler liegt: z. B. *die unnahbaren Hände*, *der wohl anlandbare Hafen*: die Ableitungssylbe *bar*, wenn sie die Möglichkeit etwas zu thun anzeigt, (die einzige Bedeutung, worinn es noch erlaubt ist, neue Wörter durch sie zu bilden) setzt ein Zeitwort voraus, das ein vollständiges, persönliches Passivum hat, und als Aktivum die vierte Endung regiert; beides ist mit *naben* und *anlanden* nicht der Fall. Ein *vielgerudertes* Schiff möchte man eher für ein Schiff halten, worin schon viel gerudert worden, als für ein mit vielen Rudern versehenes Schiff. Die mit *um* zusammengesetzten Beywörter, die Hr. V. vorzüglich liebt, bekommen leicht ein allzukünstliches Ansehen: *der sternumleuchtete Himmel*, *die [501] erzumschirmten Achaier*, *der schwarzumwölkete Kronion*, *der helmumflatterte Hektor*. Das letzte enthält überdieß eine Unrichtigkeit: nicht der Helm flattert, sondern der Helmbusch. *Schollig* und *quellig* sind zwar richtig nach der Analogie abgeleitet, aber doch vielleicht zu fremd, als daß sie gefallen könnten. *Rothschnäblich* ist nur falsch geschrieben; es sollte *rothschnäblig* heißen, denn das Schiff ist nicht einem rothen Schnabel *ähnlich*, sondern es *hat* einen rothen Schnabel. Eben das gilt von *mähnicht*, wenn die Kentauren *mähnichte Ungeheuer* genannt werden. Ein ganz unschickliches Beywort erhält das Meer: am Strand des *verödeten* Meeres; (*ἄλως ἀτρογέτοιο*) verödet ist nur dasjenige, was einmal nicht öde war.

Ob man gleich ganz richtig bemerkt hat, daß es nicht Homerischer Ton sey, die Beywörter in Umschreibungen aufzulösen, so läßt es sich doch in manchen Fällen gar nicht vermeiden, und es kömmt dabey nur auf die geschickteste Art an. Für *ἀργυρότοξε* hatte Bürger versucht: *Silberbogner*; allein dieß würde nach der Analogie von *Wagen*

15 [Das Beispiel „Kopfschmerz“ hatte Schlegel schon in dem 1798 erschienenen Dialog *Die Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche* verwendet, vgl. *Athenaeum*, 1. Bandes 1. Stück, Berlin 1798, 31.]

und *Wagner* jemanden bedeuten, der silberne Bogen verfertigt. Besser hat es Hr. *V.* mit dem folgenden verflochten:

Höre mich, Gott, der du Chrysa mit silbernem Bogen umwandelst.

Für ῥοδοδάκτυλος Ἥως setzt er *Eos mit Rosenfingern*. Es ist die Frage, ob es nicht heißen müßte *mit den Rosenfingern*, damit man es als fortdauernde Beschaffenheit auf das Substantivum, nicht als Zustand auf das Verbum beziehe, wie z. B. in der Redensart: *ich erwachte mit Zahnweh*, geschieht. *Die Stadt voll prächtiger Gassen* für πόλιν εὐρύαγυιαν, Il. II, 329, hätte Hr. *V.*, da er an andern Stellen die *weidurchwanderte* Stadt übersetzt, entbehrlich finden müssen. Freylich weiß Rec. in dem letzten Beyworte weder den Sinn des Textes, noch irgend einen andern bequemen Sinn zu erkennen. Die Häuser in einer Stadt können *weit* aus einander liegen, und man kann sie *durchwandern*: aber wie soll man sie *weit durchwandern*? Gegen *Artemis, die Lenkerin goldener Zügel*, χρυσήνιος, Il. VI, 205, und *Apollon mit goldenen* (mit dem goldnen) *Schwerte*, χρυσαόρου, Il. V, 509 ist nichts erhebliches einzuwenden; auch den *Sporn der Gäul*, *Aidoneus*, Il. V, 654: κλυτοπόλῳ ließe man sich gefallen, wenn er nicht die Vorstellung der Reitkunst erregte, welche dem Kostüm der Homerischen Helden fremd ist. Mehrmals hat sich Hr. *V.* durch einen absoluten Genitiv zu helfen gesucht, der aber, außer in den einmal eingeführten Redensarten, nur da stehen sollte, wo von einer gegenwärtigen Handlung, nicht, wo von einer bestehenden Eigenschaft gesprochen wird. Helena, *die herrliche, langes Gewandes* ist schon von andern gerügt worden. Eben so fehlerhaft steht Il. III, 326. 327:

Rings um setzten sich all' in Ordnungen, dort wo sich jeder
Rosse gehobenes Hufs, und gebildete Waffen gereihet.

Man könnte allenfalls sagen: *die Rosse laufen gehobnes Hufes*, aber nicht ohne Dazwischenkunft eines Zeitwortes: *Rosse gehobenes Hufes* für *mit gehobenem Hufe*. Ueberdies heben die still stehenden Rosse hier die Hufe ja [502] nicht wirklich, sondern sie werden nur von der Gewohnheit es beym Laufen zu thun im allgemeinen ἀερίποδες genannt. Hätte der Uebersetzer sich genauer an das ἔκειτο gehalten, so würde man glauben müssen, die Pferde haben auf dem Rücken gelegen und die Füße in die Höhe gestreckt.

So viel von den Beywörtern. Unter den neu abgeleiteten Wörtern sind die häufigsten und leider auch die mißrathensten die mit Hülfe der vorgesetzten Sylbe *ent* gemachten. Man könnte in der That ein artiges kleines Wörterbuch davon zusammenbringen: entsenden (welches sehr oft vorkömmt) entschallen, entfunkeln, enttauchen, (für *emergere*) enttaumeln, enttragen, enthauen, entzittern, entbeben, entlodern, entwandeln, entrocknen, entschiffen, entwaschen, entnehmen, entschöpfen, entstöbern, entrudern, u. s. w. Nicht alle die eben angeführten sind gleich verwerflich: manche darunter sind auch schon von andern Dichtern gebraucht worden. Es kann kein Streit darüber seyn, daß es erlaubt ist, vermittelst der Sylbe *ent* neue Zeitwörter zu bilden, die neben dem Hauptbegriffe eine Entfernung von etwas, oder die Aufhebung einer Handlung (wie in *entzaubern, entgöttern*) bezeichnen. Bey einer geschickten Wahl kann der Ausdruck durch sie sowohl an Kürze als an Adel gewinnen; allein Hr. *V.* gebraucht sie meistentheils so, daß er beides verfehlt. In manchen Verbindungen hätte

das Zeitwort ganz denselben Dienst geleistet, z. B. Od. III, 157: „Wir nun betraten die Schiffe und *entruderten*.“ Od. V, 41: „sie *enteilte* – schnell zum Olympos empor.“ An andern Stellen werden diese Zeitwörter nicht mit dem Dativ construiert, den sie immer fodern, wo sie eine Entfernung von etwas bedeuten, sondern mit der entbehrlichen Präposition, z. B. Il. V. 353: „enttrug sie *aus* dem Getümmel“; ja sogar mit einem Nebenworte, das die Richtung der Bewegung auf das ausführlichste nennt. Il. XVII, 275: „daß *von* der Leiche *hinweg* sie entzitterten.“ Ebendasselbst, 533: „enteilten *von dannen*.“ Nicht edel, sondern steif und kostbar wird der Ausdruck, wenn man für Handlungen die täglich im gemeinen Leben vorkommen, für abschicken oder fortschicken, für wegtragen, so seltsame Wörter wie *entsenden* und *enttragen* erfindet; wenn sogar „der Braten von den Spießern *entzogen* wird.“ Man bemerke, daß Hr. V. hier ein in anderer Bedeutung sehr gewöhnliches Wort durch seinen Gebrauch zu einem ganz fremden umzuschaffen gewußt hat. Eben so setzt er Il. III, 325 *entspringen* für *herauspringen*. Ganz untauglich für diese Art der Ableitung oder *Entleitung* sind des entstehenden Uebelklanges wegen diejenigen Zeitwörter, die mit einem T anfangen: enttaumeln, enttauchen, enttrocknen, enttrogen, wird man nur mit einer kleinen Pause und erneuertem Ansatz der Stimme aussprechen können, *ent-taumeln* u. s. w., oder man wird ein T auslassen: *ent-aumeln*, wodurch das so schon unbekanntes Wort volends unverständlich werden muß.

Von einem ähnlichen Mißbrauche der Ableitungssylbe *um* sey es genug, zwey auffallende Beyspiele anzuführen. Il. XVI, 548: „Die Troer *umschlug* schwerlastender Kummer.“ Il. XII, 161: „Die Helme [503] von Mülsteinen *umprallt*.“ Das widrige des letzten Wortes fühlt man unmittelbar; auch das Sprachwidrige darinn ließe sich ohne Schwierigkeit aus einander setzen, nur möchte es die Gedult ermüden. [Fortsetzung in Sp. 505]

In den Wortfügungen ist Hn. Vossens Sprache ebenfalls gar nicht rein von Verstößen wider die Grammatik, wenigstens wider die bisher gültige. Wir rechnen dahin nicht die bloß ungewöhnlichen, und freylich nicht sonderlich gefälligen Wendungen; z. B. Il. I, 407., *deß* ihn erinnernd; *ereifern* und *erzürnen* ohne *sich* nach oberdeutscher Weise als Neutra gebraucht; *einen hoch an Sitz und an Fleisch ehren*; *welchen er das Blut vergoß*, statt: *deren Blut er vergoß*, und eine Menge ähnlicher Dative (in vier Versen Il. IV, 497–500. steht *ihm* dreymal auf diese Weise); das active Participium in vielen harten Verknüpfungen, u. s. w. Wahre Sprachfehler hingegen sind *walten* und *vernehmen* mit der zweyten Endung: Il. III, 440. „es *walten* Götter auch *unser*.“ Il. VI, 465. Eh ich *deines Geschreyes vernehme*; Auslassungen, wie *gestrengt* für *angestrengt* Il. XVII, 746.; Od. XIX, 105. „Wer? und woher der Männer?“ (Im Griechischen steht das Zeitwort da.) Die unterlassene Wiederholung des Accusativs, der alsdann auf zwey Zeitwörter, wovon das eine als Mittelwort steht, zugleich bezogen werden muß, Il. II, 595:

dort, wo die Musen

Findend den Thrakier Thamyris einst des Gesanges beraubten;

oder auch die gänzliche Auslassung des Accusativs, den ein transitives Zeitwort nothwendig regiert, Il. VII, 409, 410.:

Nicht ja gebührt Kargheit bey abgeschiedenen Todten
 Daß man, nachdem sie gestorben, mit Glut zu *besänftigen* eile

Pleonasmen, wie Il. I, 98, 99. *zurück hingeben*, oder Il. XVII, 202, 203. „Du zeuchst die unsterbliche Wehr an, *Sein* des erhabenen Manns.“ *Sein* als possessives Pronomen erfordert ohne Concretionssylbe die Dazwischenkunft des Zeitwortes: die Wehr ist *sein*. Auch mit dieser Sylbe würde hier immer nur die gemeine unedle Redensart *des Mannes seine*, umgekehrt herauskommen. Auch als persönliches Pronomen der dritten Person in der zweyten Endung statt *seiner* steht es nicht nur überflüssig, sondern fehlerhaft. Eine ganz falsche Construction entstellt die Zeilen Il. XVII, 601, 602: [506]

Hektor sodann durchstach des Leitos Hand an dem Knöchel
 Ihm des erhabnen Alektryons Sohn;

Sohn soll vermuthlich wie das vorhergehende Pronomen der Dativ seyn, da doch *des Leitos*, womit es in Apposition steht, den Genitiv erfordert. Die weggelassene Biegungssylbe des Dativs, *Sohn* statt *Sohne*, macht das Uebel noch ärger, denn nun wird man natürlicher Weise construiren: Hektor durchstach des Leitos Hand; ihm (dem Hektor) durchstach sie der Sohn des erhabnen Alektryons. Das dem letzten Namen angehängte *s* ist wiederum fehlerhaft: denn bey eignen Namen vertritt der Artikel die Stelle der Biegungssylben. Manchen Wörtern werden Bedeutungen geliehen, die sie gar nicht haben können; so steht *raffen* und *entraffen* Il. V, 50 u. 541. für *erlegen*. (im Texte beide male ελε) Diese Beyspiele ließen sich noch durch viele andre häufen; zum Glücke reichen in diesem Fache wenige hin, sonst würde die Kritik ein endloses Geschäft seyn. Wir führen nur noch einen unzählig oft wiederholten Sprachfehler an, nämlich den Gebrauch des *jener, jene, jenes*, wo nur Ein Subject vorhergeht, oder mit Beziehung auf das nähere, nicht auf das entferntere. Gesetzt auch, es ließe sich irgend eine alte oder neue Autorität dafür auftreiben, woran Rec. zweifelt: was wird dadurch gewonnen? Heißt es nicht die Sprache gerade zu auf den Kopf stellen? Nicht ganz dieselbe Bewandniß hat es mit dem ebenfalls häufigen *solcher, solche, solches*, das wirklich ehemals als demonstratives Pronomen ohne den Begriff der Vergleichung, wie Hr. Voß es gebraucht, gegolten hat, und in Luthers Bibelübersetzung öfters so vorkömmt. Freylich ist es veraltet, und sollte daher nicht anders, als mit einem besondern Nachdrucke, in einem feyerlichen Tone der Rede, gesetzt werden. Hier hat es oft etwas vom Stile der Kanzleyen, und nimmt sich nicht besser aus, als das abgedankte *sothanes*.

Was aber das schlimmste Unheil in der ganzen Uebersetzung von einem Ende bis zum andern gestiftet, sind unstreitig Hn. Voßens Grundsätze über die deutsche Wortstellung. Grundsätze nennen wir es, und nicht einzelne Versehen oder in besondern Fällen genommene Freyheiten, weil sie mit Folge und Gleichförmigkeit durch sein Werk hingehen, so daß man sagen kann: es ist Methode in seiner Undeutschheit. Er hat sich überall an die griechische Ordnung anschmiegen wollen, nicht so nah wie möglich, (dies wäre sehr zu loben) sondern so nah, wie es in unsrer Sprache unmöglich ist. Es kann oft eine sehr verschiedne ja entgegengesetzte Wirkung thun, wenn in verschiednen Sprachen dasselbe geschieht, und fast in keinem Punkte unter-[507]scheiden sich die beiden alten classischen Sprachen wesentlicher und auffallender von den neuern insgesamt, als in der Wortfolge. Die Freyheiten, die jene hierin ge-

nossen, waren ohne Zweifel für Poësie und Beredsamkeit unweit günstiger als die moderne Gebundenheit: dürfen wir darum sie uns anmaßen? In den alten Sprachen trugen diejenigen Redetheile, deren Verhältnisse gegen einander veränderlich sind, die Bezeichnung dieser Verhältnisse vollständig und unzweydeutig an sich. Bey uns muß in unzähligen Fällen, um sie mit Sicherheit zu erkennen, die Stellung zu Hülfe kommen. Ferner bestanden dort die Biegungslaute nicht wie bey uns in dumpfen Consonanten und einem tonlosen E, sondern sie waren oft mehrsyllbig, und wurden meistens durch tönende Vocale, auch wohl durch die Sylbenzeit und den Accent hervorgehoben. Dadurch wurde es dem Ohre leicht gemacht, das zu einander Gehörige, wie zerstreut es auch stehen mochte, herauszufinden, ja nicht selten wurde es bey Verknüpfung der Wörter, z. B. des Hauptwortes und Beywortes durch gleichlautende Endungen geleitet. In den verwickeltesten Sätzen und Verbindungen schuf also schon die bloß sinnliche Beschaffenheit der Laute Klarheit und Ordnung, ohne daß der Geist dabey mit Nachsinnen sehr bemüht worden wäre. Hiezu kömmt, daß der Verstand bey den Neuern (und dies gilt wiederum mehr von den Nordländern als von den Südländern) weit mehr das herrschende Princip der Sprache ist, als er es bey den Alten war, bey denen die rege, allseitige Empfänglichkeit wie auf die ganze Sprache so auch auf die Wortstellungen den entschiedensten Einfluß hatte. Dem Verstande widerfuhr sein Recht, wenn die Wörter den Verhältnissen gemäß, die er vorschrieb, umgeendet wurden; alles übrige fiel der Empfindung, der Einbildungskraft, selbst dem Gehör anheim und so durfte die Kunst auch bey der Anordnung der kleinsten Bestandtheile eines Gedichts ein freyes und schönes Spiel treiben. Einer leichten und schnellen Fassungskraft ist das zu ängstliche Bestreben nach Deutlichkeit im Vortrage zuwider. An die strengen Regeln der Wortfolge in den neuern Sprachen gebunden, wären die classischen Sprachen bey der bestimmten Vollständigkeit ihrer Biegungen in der That allzu deutlich gewesen. Die reizendste Mannichfaltigkeit, die schönsten Zusammenstellungen konnten dort ohne Unordnung und Verworrenheit Statt finden. Wie ein Kranz aus verschiedenen Zweigen am zierlichsten und zugleich am festesten so gewunden wird, daß bald diese, bald jene Blätter und Blumen zum Vorschein kommen, so vereinigen sich in der Poësie der Alten die verflochtenen Redetheile inniger zu stetigen und harmonischen Massen. Der Zwang des Bedürfnisses verschwand, freye Schönheit trat als ein höchstes Gesetz an die Stelle vieler andern, und man konnte von der griechischen Dichtersprache beynahe sagen wie von dem goldnen Zeitalter: erlaubt ist, was gefällt.

Dies waren Vorzüge der Alten: wer will es läugnen? ob wir sie gleich mehr durch die Reflexion als durch das unmittelbare Gefühl, und gleichsam wie in einem Nebel wahrnehmen. Allein wie muß es ausfallen, wenn wir sie uns, ohne Rücksicht auf die ganz entgegengesetzte Natur unsrer Sprache, zueignen wollen? Hat irgend eine neuere Sprache Anlage, dies mit Glück zu thun, so ist es gewiß nicht die deutsche mit ihren stummen Endungen, und der kargen Einsylbigkeit ihrer Biegungen, sondern vielmehr die italiänische, die zwar keine Umdenkungen für die Verhältnisse (*casus*) der Hauptwörter und Beywörter, aber dagegen Geschlecht und Zahl derselben, und hauptsächlich die Veränderungen der Zeitwörter reich und tönend, meistens mit offenen Vocalen bezeichnet. Freylich ist bey uns die Wortfolge noch lange nicht so gebun-

den, wie z. B. in der französischen Sprache, und doch müssen wir sogar diese um die armselige Freyheit beneiden, das Adjectiv wenigstens in vielen Fällen sowohl nach als vor seinem Substantiv setzen zu dürfen. Aufnehmen können wir sie nie, weil sie dem ganzen System unsrer Wortfolge widerspricht, worinn alles, ausgenommen das eigentliche Zeitwort, seine Bestimmungen vor sich nimmt. Der Verstand erstreckt bey uns seine Herrschaft nicht bloß über die gewöhnliche Wortstellung, worinn er die Bestimmungen nach einer gewissen Stufenfolge ordnet, sondern auch über die Abweichungen von ihr, die jedesmal eine veränderte Bedeutung voraussetzen: über die fragende und verbindende Wortfolge und über die eigentlichen Inversionen. Diese lassen sich im Grunde alle auf Eine Hauptart zurückführen: wie leidenschaftlich sie auch scheinen mögen, so ist es doch immer nur die vorzügliche Wichtigkeit eines an die Spitze des Satzes gestellten Begriffs, was sie bezeichnen. Es giebt Sätze, die man im Deutschen gerade so vielmal umkehren kann, als sie Wörter enthalten, allein sie bekommen jedesmal einen etwas veränderten Sinn, und die Stellung der übrigen Redetheile bis auf den vorangeschickten bleibt dabey nach einer beharrlichen Regel bestimmt. Eben so verhält es sich mit der Inversion, die ganze Sätze aus ihrer gewöhnlichen Ordnung in der Periode heraushebt. Hr. Voß hingegen erlaubt sich Umstellungen in der Mitte der Sätze und Perioden, wo sie nichts an der Bedeutung ändern, auch keinen Nachdruck haben sollen und können, und grade so herauskommen, als ob man im Französischen nach der deutschen Ordnung sagen wollte: *j'ai à la campagne été*, statt: *j'ai été à la campagne*.

Wir fangen mit einem einfachen Beyspiele an, Il. I, 413: *Aber Thetis darauf antwortete*. Das Umstandswort *darauf* ist eine Bestimmung des Zeitwortes, und konnte ihm also nur in der verbindenden Wortfolge (z. B. weil Thetis darauf antwortete) vorangehn, oder wenn es vermittelt einer Inversion an die Spitze des Satzes (das *aber* abgerechnet) gestellt wurde. Es fand hier keine andre Wahl Statt, als: Thetis antwortete darauf, oder: darauf antwortete Thetis. Eben so erlaubt als die von Hn. Voß erwähnte Ordnung wäre es, zu sagen: antwortete darauf Thetis. Die Verneinung steht bey allen übrigen Redetheilen, wozu sie gehört, voran; das Zeitwort allein fodert sie hinter sich. Hr. Voß stellt sie häufig vor dasselbe. Il. X, 235.: *nicht darfst du*. Il. I, 468.: *nicht mangelt' ihr Herz des ge-[509]meinsamen Mahles*. Wird dadurch ein besonderer Nachdruck erreicht? Verneint die Verneinung mehr, als wenn sie an ihrer natürlichen Stelle stünde? In dem letzten Falle war es doppelt unerlaubt, sie so voranzusetzen, weil dadurch das bey dieser Inversion dem Zeitworte unentbehrliche *es* verschlungen wird; *es mangelte nicht ihr Herz des gemeinsamen Mahles*, wäre eine allenfalls erlaubte, aber immer noch harte, und wegen der Unbestimmtheit des vorangehenden Pronomens schwächende Umstellung. Il. I, 592.: *Ganz den Tag* (fehlerhaft für *den ganzen Tag*) hinflog ich. So lange der Unterschied zwischen trennbaren und untrennbaren Partikeln noch nicht aufgehoben ist, muß es heißen: *flog ich hin*. *Ganz den Tag hinflog ich*, ist nichts besser, als: *ich anredete ihn, ich auskleidete mich*. Hr. Voß ordnet' oft so. Il. XVII, 736: *und stets nachtobte des Kriegs Wuth*, Il. XVIII, 28. 29.:

Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete, und Patroklos
Laut mit bekümmerter Seel' *aufschrien* sie.

Diese Verse enthalten noch sonst viel sprachwidriges. *Mägde* kann den Artikel nicht entbehren, da das *sie* am Ende bestimmt auf sie zurückweist. Dieses hat eine rhetorische Emphase, die gar nicht in Homers Ton ist. *Zugleich* ist ein Flickwort, wovon der Text keine Spur hat. Es begünstigt die durch die Stellung des *Patroklos* verursachte Zweideutigkeit. Womit zugleich schrien die Mädchen? Natürlich mit dem Patroklos. Das Zeitwort sollte unmittelbar nach *laut* stehn. Das einfache *schrien* (*ἰαχον*) hatte auch hingereicht. Da bey uns manche Zusammensetzungen sowohl ächt als unächt seyn können, so ist es nicht zu verwundern, wenn man bey der obigen Behandlung derselben zuweilen nicht unterscheiden kann, welche von beiden gemeynt sey. Od. XII, 325.: *Aber den ganzen Mond durchstürmte der Süd.* Stürmte der Süd den ganzen Monat hindurch? oder durchstürmte er den ganzen Mond, den Himmelskörper nämlich? – Il. XVI, 247.:

Unverletzt mir alsdann in die rüstigen Schiffe gelang' er.

Daß *unverletzt* voran steht, ist eine sehr erlaubte Inversion, aber nun mußte auch das Verbum mit dem dahinter geworfnen Nominativ sogleich folgen. Jetzt ist es freylich ganz die Ordnung des griechischen Verses. Doch nein! Etwas fehlt noch: *θοὸς ἐπὶ νῆας*. Warum ging man, da man sich einmal so viel erlaubte, nicht noch einen Schritt weiter und sagte: „Unverletzt mir alsdann rüstigen in die Schiffe gelang' er“? Man gebe einmal folgende Stelle einem ungelehrten Leser zu enträthseln: Il. XVI, 212.:

Fast wie die Wand sich füget ein Mann aus gedrängten Steinen,
Eines erhabenen Saals.

wird er nicht eine Wand, die sich selbst füget, und die zugleich ein Mann aus gedrängten Steinen ist, herausbringen? Auch ohne das ungeschickte Flickwort *sich* wäre die Stellung noch unleidlich, weil *die Wand* gar kein Zeichen des Accusativs an sich trägt. *Füget* sollte wenigstens, wie im Griechischen, unmittelbar vor den Worten: *aus gedrängten Steinen* stehen. Auch [510] kann der Genitiv *eines Saals* unmöglich von dem Hauptworte gerissen werden, das ihn regiert. So muß gleichfalls die Apposition unmittelbar folgen, sonst entstehen die seltsamsten Mißverständnisse. Od. IV, 319–321.:

Denn feindselige Männer umdrängen mich, welche mir immer
Ziegen und Schaf' abschlachten, und mein schwerwandelndes Hornvieh,
Freyer der Mutter umher, voll übermüthiges Trotzes.

Im Griechischen ist freylich dieselbe Ordnung: aber Welch ein Unterschied! Wie deutlich bezeichnen die Endungen *εὐλίποδας ἑλικας βοῦς* und *μνηστῆρες – ἔχοντες*, den Accusativ und Nominativ! Im Deutschen kann *mein schwerwandelndes Hornvieh* und *Freyer* so gut der eine als der andre Casus seyn, und die Stellung könnte hier zu einem lächerlichen Mißverstände führen. Unzähligemale wird das Beywort mit dem wiederholten Artikel nach seinem Hauptworte gesetzt. Il. XVI, 107.: „Stets vom Schilde beschwert, dem Beweglichen.“ Il. XIX, 393.: „Schnell in die Seile des Jochs, die zierlichen.“ Wo ein besondrer Nachdruck darauf ruht, läßt es sich allenfalls vertheidigen, sonst aber thut es grade die Wirkung, als ob man etwas vergessen hätte und umkehren müßte, um es zu holen. Il. XVI, 428. folgen sogar zwey Beywörter, das eine in der dritten Endung wie das Hauptwort, das andre ohne Concretionssylbe als Beschaffenheitswort:

Beide den Habichten gleich, scharfklaugigen, krummgeschnabelt.

Wir schließen diesen Abschnitt unsrer Beurtheilung mit einem Beyspiele eines gleichsam an allen Gliedmaßen verrenkten Satzes: Il. X, 235.

Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln rauft' er sich Haare.

Ungern haben wir uns so lange bey dem traurigen Geschäfte verweilt, zu zeigen, auf welche Irrwege die Verachtung der Sprachgesetze, oder die Einbildung, man könne die Grammatik unterjochen und nach einem fremden Muster ummodeln, einen vortrefflichen Dichter führen konnte, den in seinen Originalwerken oft der Genius unsrer Sprache selbst zu beseelen, und mit harmonischer Fülle auszustatten scheint. Wer wird es nicht mit uns beklagen, daß ein Werk von diesem Umfange, von dieser Schwierigkeit, wozu der Unternehmer mit allen Kräften, Fertigkeiten und Kenntnissen aufs beste gerüstet war, und wovon man nach der ältern Odyssee die schönsten Hoffnungen hegen durfte, durch den unseligen Einfluß einiger irrigen Grundsätze mißrathen ist? Daß eine Uebersetzung dieser schätzbaren Denkmahle des Alterthums, die so nahe daran war, selbst die höchsten Foderungen zu befriedigen, und die, auch in ihrer jetzigen Beschaffenheit so viel einzelnes vortreffliches enthält, nicht durch Vernachlässigung, sondern durch verschwendeten Fleiß, durch überspanntes Bestreben nach buchstäblicher Treue, im Ganzen undeutsch, und dem Leser einen reinen Genuß zu verschaffen unvermögend geworden? Nur der Besitz [511] der ältern Uebersetzung der Odyssee, für welche Deutschland nie aufhören sollte, Hr. V. dankbar zu seyn, kann uns darüber trösten. Wenn sich alles Vorzüglichere, was die zweyte vor ihr voraus hat, nicht bloß in Gedanken, sondern in der Wirklichkeit in sie übertragen ließe, ohne ihrer Einfalt und Popularität, diesen lebenswürdigen Charakteren des homerischen Gesanges, Abbruch zu thun, so hätten wir eine in der ganzen modernen Literatur einzige Nachbildung eines Klassikers aufzuweisen.

Noch eine, bisher unberührt gelassene, und zwar eine sehr glänzende Seite des vorliegenden Werkes bleibt uns zu betrachten übrig, nämlich der Versbau. Rec. gesteht, daß er die hier bewiesene Kunst nicht ohne einen geheimen Widerwillen anpreisen kann, weil er überzeugt ist, daß sie, nächst jenen Irrthümern über den Bau der Sprache, am meisten dazu beygetragen hat, uns um den ächten Homer zu bringen. Der scharfsinnige Verfasser der Abhandlung *de metris poetarum Graecorum et Romanorum*, Hr. Herrmann, äußert dieselbe Meynung (S. 277).¹⁶ Hr. Voß hat sich nicht nur den homerischen Hexameter überhaupt zum Muster vorgestellt, so weit die Verschiedenheit der deutschen und griechischen Metrik es erlaubte, sondern auch den Gang einzelner Verse, die jedesmaligen Verhältnisse der rhythmischen Periode, das Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verse in den andern, und die dadurch bestimmte Stellung der Einschnitte, nachzumachen gesucht, und auch in der That erstaunlich genau nachgemacht. Einem Leser, der in der Uebersetzung nichts weiter als den Versbau des Originals studiren wollte, dürfte man sie ohne Einschränkung empfehlen, so gewissenhaft befolgt Hr. V. die Vorschriften, die er hierüber in der Vorrede zur Uebersetzung des virgilischen Landgedichts, und in einer kleinen Schrift über Ton und Auslegung des-

¹⁶ [Gottfried Hermann, *De metris poetarum Graecorum et Romanorum*, Leipzig 1796.]

selben dargelegt hat.¹⁷ Die Einrichtung dieser Blätter gestattet uns keine umständliche Prüfung dieser Grundsätze der metrischen [512] Nachbildung, die übrigens für die besonnene, nicht selten in Künstlichkeit ausartende, Kunst der Alexandriner und der Römer aus ihrer Schule sehr gut passen könnten, ohne auf Homer anwendbar zu seyn. Eben so wenig können wir es hier auf eine Abhandlung über den Versbau des Jonischen Sängers anlegen. Wir müssen uns begnügen, in aller Kürze die hauptsächlichsten Gesichtspunkte dieser Untersuchung anzudeuten. Zum Glücke haben diejenigen, die ein trefflicher Alterthumsforscher vor kurzem der gelehrten Welt mitgetheilt hat,¹⁸ vieles, was hiebey wichtig ist, über allen Zweifel erhoben. [Fortsetzung in Sp. 513]

Homer (oder die Sänger eines gewissen Zeitalters, die man unter diesem collectiven Namen zusammen zu fassen pflegt; doch wir richten uns gern nach dem Sprachgebrauche) Homer schrieb seine Gesänge nicht. Der erste Grund zu einer theoretischen Grammatik wurde erst viele Jahrhunderte nach ihm gelegt, und eine theoretische Prosodie konnte fast weniger als irgend ein andrer Theil derselben vor der Vervollkommnung der Schrift und ihrem geläufigen Gebrauche Statt finden, weil dabey alles auf die Zergliederung der Wörter in Sylben, und dieser in einzelne Laute ankam, die man nur mit Hülfe der Buchstaben festhalten, und nach langer Beobachtung über die verschiedenen Bewegungen der Sprachorgane, als für sich bestehend denken konnte, da das ungelehrte, wenn gleich noch so zarte Gehör nur Massen empfängt. Uns will diese Schwierigkeit gar nicht recht einleuchten, weil wir den Unterricht darüber in so früher Kindheit bekommen haben, daß wir geneigt sind es für etwas zu halten, das sich von selbst versteht. Wir müssen es uns wiederholt einprägen, daß der göttliche Homer vermuthlich nicht buchstabiren konnte, um es nicht bey der ersten Anwendung zu vergessen. Das Gehör entschied also damals ganz empirisch, ohne alle Theorie, über die Sylbenzeit, wahrscheinlich nicht mit großer Schärfe, weil die Aussprache selbst, ehe man anfängt, durch schriftliche Aufzeichnung sich Rechenschaft davon zu geben, in allen Sprachen viel schwankendes und unbestimmtes zu haben pflegt. Ueberdies sind wir sehr darüber im Dunkeln, wie beträchtlich sich die Aussprache der griechischen in dem langen Zeitraume vom Homer bis zum Solon und Pisistratus verändert und verfeinert haben mag, welchen Einfluß dies auf die metrische Beschaffenheit jener alten Gesänge gehabt, und durch welche, vielleicht allmählig und unmerklich vorgenommenen, Veränderungen die Homeriden ihnen deswegen haben zu Hülfe kommen müssen. Da der Text späterhin durch die abglättenden Hände so vieler Kritiker ging, die eine Menge orthographischer, und bey der freyen Mannichfaltigkeit der Homerischen Wortformen, auch eine Menge grammatischer Mittel wußten, die Prosodie nach den nunmehr gültig gewordenen Regeln zu stützen, so könnte man sich eher wundern, daß noch so viele bey [514] spätern Dichtern selten oder gar nicht vorkommende Freyheiten, als daß ihrer nicht weit mehrere übrig geblieben sind. Und zu welchen Schlüssen

17 [Über des Virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung, Altona 1791. Zu Voss' Vergil-Übersetzung s. o. S. 5 Anm. 4.]

18 [Schlegel bezieht sich auf Friedrich August Wolfs *Prolegomena ad Homerum sive de operum Homericorum prisca et genuina forma variisque mutationibus et probabili ratione emendandi*, Halle 1795.]

über den ursprünglich hiebey angewandten Grad von Kunst und Genauigkeit berechtigt uns dies alles?

Aus der damaligen Unmöglichkeit, etwas schriftlich aufzubewahren, folgt weiter daß das Sylbenmaaß zu Homers Zeit keineswegs bloß schmückende Einkleidung, sinnliche Form des Schönen war, sondern Hülfsmittel für das Gedächtniß, und also eine Sache des Bedürfnisses. Die Aufmerksamkeit des Sängers mußte daher viel mehr auf die gleichförmige Wiederkehr der Rhythmen gerichtet seyn, welche die Existenz seiner Dichtungen sicherte, als auf die dabey möglichen Abwechselungen, welche ihnen Reiz verliehen. Wenn alle diejenigen, deren der Hexameter, seine Verknüpfungen und Theilungen durch die poetische Periode mitgerechnet, nur irgend fähig ist, in der Ilias und Odyssee erschöpft sind, so kann das bey Gedichten von diesem Umfange, wo dasselbe Sylbenmaaß unter allen Verschiedenheiten des Inhalts so viele tausendmale wiederholt wird, eben sowohl der Nothwendigkeit als der Wahl zugeschrieben werden. Wir müssen uns also hüten, da raffinirendes Studium zu suchen, wo es dem Sänger vielleicht genügte, dem metrischen Gesetz auf irgend eine Art Genüge geleistet zu haben. Selbst die große Leichtigkeit, womit die damalige Jonische Sprache, wie ihr ganzer Bau beweist, sich in Hexameter und zwar in wohlklingende Hexameter fügte, mußte den Gedanken einer mühselig ins Kleine gehenden Bearbeitung entfernen. Wo die gelungenste Ausführung selten etwas mehr kostet als einen glücklichen ersten Wurf, da übt man die Geduld und Sorgfalt am wenigsten, die ihn ersetzen kann, wo er einmal verfehlt wird. Ist es glaublich, daß der Sänger, wenn Neuheit und Lebendigkeit hinreichte, die ganz sinnlichen, ungebildeten Hörer an sein wunderbares Epos zu fesseln, noch ein übriges gethan, und nach seinen Ausbildungen getrachtet haben werde, für die er keine Empfänglichkeit bey ihnen erwarten durfte? Nicht als ob der Rhythmus keinen Antheil an ihrer Ergötzung gehabt hätte, vielmehr mußte sein mächtiger Strom die Gemüther tragen und heben, nur läßt sich nicht wohl denken, daß jede einzelne Welle ihnen Gegenstand der absondernden Betrachtung geworden sey. Die stete Wiederholung äußerst einfacher Formen ermüdet den kindlichen Geschmack nicht: wozu hätte die auserlesenste Mannichfaltigkeit aufgeboten werden sollen?

Sie ist indessen in Homers Gedichten vorhanden, wird man einwenden. Allerdings für den ungebundenen Vortrag der redenden Stimme, die mit ihren vielfachen, unmerklichen Abstufungen von Schnelligkeit und Langsamkeit, von Stärke und Schwäche, von Hebung und Senkung des Tons, sich nach dem immer wechselnden Inhalte richtet; die nicht an jede Zeile den prosodischen Maaßstab anlegt, sondern durch ununterbrochnes Fortschreiten am Ende, durch Pausen in der Mitte der Verse, wo der Sinn sie fodert, immer andre und andre rhythmische Massen bildet, worinn das Gesetz sich versteckt, ohne aufgehoben worden zu seyn. Aber auch für den Vortrag durch Gesang, wozu jene Rhapsodien ursprünglich bestimmt waren? Wir können uns zwar keine anschauliche Vorstellung davon machen, allein wir wissen doch, daß dieser Gesang von einem Instrumente begleitet wurde, welches sich auf eine sehr enge Tonleiter beschränkte, und daß er syllabisch war, denn dies blieb bey einer weit höhern Ausbildung der Musik griechische Sitte. Dürfen wir von Homers Darstellung solcher Gegenstände auf ihn selbst zurück schließen, so wird es wahrscheinlich, daß er seine Hexameter nicht rezitativisch, sondern taktmäßig und zwar die verschiedenen Verse in

einerley Tempo gesungen habe. Denn es wird nach dem Spiele und epischen Gesange des Demodokus getantz (Od. VIII, 261 u. f.). Auch das Beyspiel andrer Völker und die allgemeine Geschichte der Musik spricht für diese Vermuthung. Die genaue Beobachtung des Taktes machte eine gewisse Stätigkeit im Vortrage jedes Verses unvermeidlich, und dadurch mußte denn die Beschaffenheit der Wortfüße und die Stellung der Abschnitte, wenn sie auch nicht ganz verschwanden, weit weniger bedeutend werden. Nun denke man sich einen musikalischen Satz von sechs Takten, wo der Aufschlag immer eine lange Note hat, der Niederschlag (ausgenommen im letzten Takte) eine lange oder zwey gleichgeltende kurze haben kann, tausendmale wiederholt: wird an die Stelle der gepriesenen Mannichfaltigkeit nicht vielmehr Einförmigkeit treten, die unser verwöhntes Ohr nicht lange aushalten möchte?

Das bisher gesagte soll die Zweckmäßigkeit und Schönheit des Homerischen Versbaues im geringsten nicht herabsetzen, obgleich das *bonus dormitat Homerus* auch in diesem Stücke zuweilen gilt, wenn wir uns anders ein Urtheil über Wohlklang im griechischen, dessen Aussprache wir so unvollkommen kennen, anmaßen dürfen. Als freywillige Blüthe der Natur betrachtet, verdient diese Harmonie fast mehr Bewunderung, als wenn man sie für einen schwer errungenen Gipfel der Kunst hält. In Hn. Voßens Uebersetzung ist sie dieses wirklich, und man sieht ihr an, daß sie es ist. Bey aller Aehnlichkeit seines Versbaues mit dem Homerischen im Einzelnen, die besonders in Absicht auf die Glieder der rhythmischen Periode bewundernswürdig groß ist, verbreitet dies einen Zug von Unähnlichkeit über das Ganze. Man vermißt den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunstlose Leichtigkeit der Ionischen Muse. Man fühlt bey dem Genusse, daß vieles aufgeopfert, daß große Schwierigkeiten überwunden werden mußten, um ihn uns zu verschaffen. Der Versbau in seiner ältern Odyssee ist [516] zwar lange nicht so schön, so reich und mannichfaltig, aber doch fließend und angenehm, und bey den weit größern Abweichungen im Einzelnen, giebt ihm das täuschende Gepräge einer kunstlosen Entstehung, das er meistens trägt, im Ganzen einen mehr Homerischen Charakter.

Man sieht aus Hn. Voßens Art zu übersetzen, daß er an vielen Stellen einen nachahmenden Ausdruck im Gange des griechischen Verses, und im Klange der Sylben zu finden geglaubt: er hat ihn, und zwar nicht selten verstärkt, zu übertragen gesucht. Ohne wie Johnson den nachahmenden Ausdruck überhaupt für eine Einbildung zu halten,¹⁹ könnte man doch zweifeln, ob sich ein so besonnenes und kleinliches Studium bey einer improvisirenden Sängerkunst annehmen lasse, wie die war, woraus die Homerischen Rhapsodien allmählig hervorgegangen? Ob es nicht eine Zergliederung

19 [Schlegel spielt vielleicht auf Samuel Johnsons Pope-Biographie an, wo es im Zusammenhang von Popes Homer-Übersetzung heißt: „I have read of a man, who being, by his ignorance of Greek, compelled to gratify his curiosity with the Latin printed on the opposite page, declared, that from the rude simplicity of the lines literally rendered, he formed nobler ideas of the Homeric majesty, than from the laboured elegance of polished versions. Those literal translations were always at hand, and from them he could easily obtain his author's sense with sufficient certainty; and among the readers of Homer the number is very small of those who find much in the Greek more than in the Latin, except the music of the numbers.“ *The Lives of the English Poets*, Bd. 2, London 1826, 221 (zuerst 1781). Zu Popes Homer s. o. S. 7 Anm. 8.]

der ästhetischen Eindrücke voraussetze, die gar nicht zu der kräftigen Einfalt eines Zeitalters paßt, dem die dichterische Begeisterung etwas so unerklärliches war, daß es vollen Glauben an einen dabey waltenden göttlichen Einfluß hegte, und nicht einmal die Wahl des Gegenstandes für abhängig von dem Vorsatze des Sängers hielt? (Od. I, 347–350.) Ob endlich das sinnreiche Anspielen auf körperliche oder geistige Beschaffenheiten der Dinge durch Bewegung und Klang, durch Sylben und Buchstaben, nicht eher für ein Symptom der ausartenden Kunst zu halten sey, als für eine der Naturpoësie eigne Schönheit? Es versteht sich, daß hier weder vom Ausdruck der innern Empfindung in den lyrischen Weisen, noch von der allgemeinen Wahl eines Gesetzes der Successionen für das Ganze eines Gedichtes die Rede ist, wobey die Griechen, wie in Allem, immer durch den glücklichsten Instinkt geleitet worden sind. Da sich indessen voraussehen läßt, daß diese Meynung starken Widerspruch finden, und daß vorzüglich, mit Berufung auf das Ansehen des Dionysius von Halikarnassus, der Stein des Sisyphus gegen sie hergewälzt werden dürfte, so behält sich Rec. vor, sie an einem andern Orte zu entwickeln, und begnügt sich, eine Stelle auszuheben, woran die Kunst, mit welcher Hr. Voß den Bewegungen des griechischen Verses Schritt vor Schritt folgt, auf einmal sichtbar wird. Od. XI, 593–598.

Auch den Sisyfos sah ich, von schrecklicher Mühe gefoltert,
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt forthebend.
Angestemmt, arbeitet' er stark mit Händen und Füßen,
Ihn von der Au' aufwälzend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber
Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit Einmal stürzte die Last um;
Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Man vergleiche das Original. Nur übertreibt die Uebersetzung vielleicht in einigen Stücken den nachahmenden Ausdruck, der darinn liegen soll. Die zweyte Zeile hat im griechischen einen hüpfenden daktylischen Schluß: ◡—◡◡|—◡◡—◡, hier endigt sie schwerfällig: ◡—◡◡|—◡—◡. Der absichtliche [517] Uebellaut: von der *Au' aufwälzte*, ist ebenfalls weit stärker als der Hiatus in: ἄνω ὄθεσκε. In der letzten Zeile scheint Hr. V. neben der Schnelligkeit auch noch das Getöse des Hinabrollens haben nachahmen zu wollen, welches Homer weder durch den Sinn der Worte, noch den Klang der Buchstaben im geringsten andeutet. Dies hat ihn denn auf die höchst unglückliche Zusammensetzung *Donnergepolter* gebracht, worinn das Gepolter zu unedel, und der Donner für das Rollen eines Steines viel zu hyperbolisch ist. Sie steht indessen schon in der ältern Odyssee. Warum nicht wörtlich?

Wieder zur Ebne hinunter entrollte der tückische Marmor

Der Gang des Verses wäre ganz derselbe geblieben. Gegen die beredte Bewunderung des Dionysius (περὶ συνθέζ. C. 30.) der diese Zeile so ganz einzig dazu gemacht findet, ihren Inhalt zu mahlen, ließe sich eine andre von völlig gleicher metrischer Beschaffenheit anführen, worinn kein Stein hinabrollt, auch nichts ähnliches geschieht:

ἄντις ἔπειτα | πέδονδε | κυλίνδετο | λάας | ἀναιδής.
οἱ δ' ἐπ' ὀνειάθ' | ἐτοίμα | προκείμενα | χεῖρας | ἴαλλον.

Doch, wer weiß? Homer hat hier die Behendigkeit, womit seine eßlustigen Helden nach den Speisen griffen, durch den Gang des Verses nachahmen wollen. Mit Recht

hat Hr. V. der Mannichfaltigkeit wegen, die spondeischen, im deutschen meistens trochäischen, Ausgänge häufig gebraucht; doch hat er auch hier eine rhythmische Mahlerey im Originale gesehen, und daher meistentheils dieselben Verse, wo dieses ihn bat, damit geschlossen, obgleich Homer mehrmals Spondeen setzt, wo das Gesetz der Nachahmung beflügelte Bewegungen fodern würde, z. B. Il. II, 764. IV, 74. 500. Auch folgende Beyspiele von spondeischen Ausgängen gleich oder kurz nach einander, Il. VIII, 54–55. und XII, 128. 131. wobey sich Reime, in den letzten sogar doppelte Reime eingeschlichen haben, sind für die Kenntniß der Homerischen Verskunst wichtig. Eben so gut wie den Gang solcher Verse Il. I, 11.:

Οὐνεκα τὸν Χρύσην ἠτίμησ' ἀρητήρα,

Drum weil ihm den Chryses beleidiget, seinen Priester,

hätte der Uebersetzer dies auch nachmachen können. Die monosyllabischen Schlüsse (—υ—|—) die nach *Hermann. de metris* p. 275.²⁰ sowohl das Große und Erhabne auszeichnen, als das Kleine lächerlich machen sollen, (so zweydeutig ist das Urtheil über die Wirkung des nachahmenden Ausdrucks) hat er, zum Theil mit ziemlich gezwungenen Wendungen, übertragen, Il. XVI, 123.:

– und plötzlich durchflog unlöschar umher Glut.

Den einsylbigen Namen des Vaters der Götter und Menschen setzt Homer und sein Uebersetzer oft an diese nachdrückliche Stelle: Il. I, 508. μητίετα Ζεῦ, *Ordner der Welt, Zeus*; νεφεληγερέτα Ζεύς, *der Herrscher im Donnergewölk, Zeus*. Schade, daß einem Schweine [518] dieselbe Ehre widerfährt. Od. IV, 457. μέγας σῶς, *ein Borstenumstarret Schwein*.

Uebrigens bleibt Hn. Voßens Hexameter auch hier ein bis jetzt in unsrer Sprache unerreichtes Muster. Er wird durch den gehörigen Reichthum an Daktylen beflügelt, den bey uns die Schwäche der Trochäen nöthig macht. Die Häufung der mattern Wortfüße (—υ, υ—υ) wozu die deutsche Sprache einen großen Hang hat, ist auf das glücklichste vermieden, dagegen sind die edlern und männlichern (υ—, υυ—, υυ—υ, —υ—, —υ—υ) überall mit Wahl u. schöner Abwechslung angebracht, und auch die durch Spondeen gebildeten (υ—υ, υυ—υ, —υ—, —υ—υ) künstlich eingemischt. Nur hat sich der Dichter den seltenen Spondeen zu lieb zuweilen harte Zusammenziehungen wie: *Gebirgs Felshaupt*, oder übellautende Zusammenstellungen: *dümpf aufbälltē, tief aufseufzt' ēr*, erlaubt. – Ein Paar wirklich antispastische Anfänge des Verses sind statt spondeischer durchgeschlüpft, z. B. *Und erzstarrēndē Schildē, Und Rühm hätten gewönnēn*. Solche Worte wie *und* könnten wohl vor eine unbedeutende Vorschlags-sylbe gestellt, als Länge gelten, aber vor der größten Länge, wie hier, werden sie unfehlbar kurz. Im griechischen kann die Arsis in Spondeen und Daktylen eine Sylbe verlängern helfen, bey uns fodert sie vielmehr eine entschiedne Länge. Daher ist es auch Sylbenzwang, wenn die erste Sylbe solcher Wörter wie *Schwachheit, Kargheit, abwärts*, in die Thesis eines Spondeens, die zweyte weit kürzere in die Arsis des nächsten Fußes fällt, z. B.:

Nicht jä gē|bührt Kārg|heit bey | abgeschiedenen.

20 [S. o. S. 32 Anm. 16.]

Nicht zu verwerfen ist das Bemühen, manchen Wörtern ihre alte Vielsyllbigkeit wieder zu geben, z. B. *Adeler*, (es hieß ehemals *Adelaar*;) hingegen *schöneste* möchte schwerlich Eingang finden.

Als Probe des schönen Versbaues mag folgende Stelle dienen, die zugleich von Seiten der Treue und des Stils fast ohne Tadel ist. Il. VI, 466–475.:

Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt er die Arme,
 Aber zurück an den Busen der schön gegürteten Amme
 Schmiegte sich schreyend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
 Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Busches,
 Welchen es fürchterlich sah von des Helmes Spitze herabwehn.
 Lächelnd schaute der Vater das Kind, und die zärtliche Mutter.
 Schleunig nahm vom Haupte den Helm der strahlende Hektor,
 Legete dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
 Küßte sein liebes Kind, und wiegt' es sanft in den Armen;
 Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den andern Göttern. [519]

Möchte es doch Hn. V. gefallen, wenn er einmal zum Homer zurückkehrt, der zu sehr der seinige geworden ist, als daß er ihn je überdrüssig werden könnte, die ganze Uebersetzung in diesem Geschmack zu vollenden! Wie vertraut er mit dem Geiste dieses ehrwürdigen Alten ist, hat er durch seine ältere Arbeit an der Odyssee, und durch die Nachbildung seines Stils in Originalgedichten dargethan. Daß sein poëtischer Ausdruck an Kraft und Reichthum beträchtlich gewonnen, ist selbst unter allen absichtlichen Uebertretungen der Sprachgesetze in der neuern Uebersetzung unverkennbar; und in der Louise glänzt beides, so wie der schönste Versbau ohne allen peinlichen Zwang, ohne die geringste ungebührliche Freyheit in der Sprache. Wer würde hierin etwas so vollkommnes zu liefern im Stande seyn als er, wenn er dieser entsagte, sich in Kleinigkeiten der Ausführung weniger zu leisten vornähme, und sich überhaupt lieber den Geist des Sängers, als seine Kunst, zum beständigen Augenmerk machte.

Karl Wilhelm Ferdinand Solger

Karl Wilhelm Ferdinand Solger (1780–1819) war Philosoph und Ästhetiker im Umkreis der deutschen Frühromantik. Er hatte neben seinem juristischen Studium in Halle Vorlesungen bei Friedrich August Wolf gehört und war mit dem jüngeren Voss bekannt. Schon 1804 veröffentlichte er anonym eine Übersetzung des Sophokleischen *König Oidipus* (Berlin und Leipzig: C. E. Adamson). Nachdem er das juristische Referendariat abgebrochen hatte, um sich ausschließlich philologischen und philosophischen Studien zu widmen, legte er im Jahr 1808 eine deutsche Sophokles-Gesamtausgabe vor, für die er den *König Oidipus* noch einmal völlig neu übersetzte. 1809 wurde Solger auf eine philologische Professur nach Frankfurt/Oder berufen, 1811 erhielt er eine Professur für Philosophie und Mythologie an der neu gegründeten Berliner Universität.

Unter Bezug auf Herder, der die Notwendigkeit von Einleitungen bei Übersetzungen hervorgehoben hatte, gab Solger seiner Sophokles-Übersetzung 1808 eine im Original beinahe 100 Seiten umfassende Einleitung bei, die ebenso als wichtiges Dokument seiner Auseinandersetzung mit Sophokles und der Ästhetik der griechischen Tragödie wie als bedeutendes Zeugnis romantischer Übersetzungstheorie gelten kann. Erstmals wird darin Übersetzen als genuine Aufgabe der Philologie und Mittel philologischer Darstellung begriffen, erstmals auch in dieser Konsequenz ein Übersetzungskonzept begründet, das die „Eigentümlichkeiten des Alterthums [...] so viel, wie möglich, zu schonen“ sucht, wobei gerade auch der Metrik eine große Bedeutung zugewiesen wird.

Für die vorliegende Ausgabe wurde der Text um umfangreiche Passagen gekürzt, in denen eine einführende Darstellung der Sophokleischen Tragödie und ein Überblick über griechische Metrik gegeben wird.

Vorrede (Auszug)

Aus: Des Sophocles Tragödien. Uebersetzt von Karl Wilhelm Ferdinand Solger. Erster Teil, Berlin 1808, VII–CII.

Uebersetzungen von Kunstwerken aus fremden Sprachen haben, außer dem zunächst auffallenden Zwecke, denen, welche nicht im Stande sind, diese Werke in ihren Grundsprachen zu lesen, einen neuen Weg zum Genuß und zur Bildung zu eröffnen, wohl noch einen andern, in gewisser Rücksicht höheren, und den sich, wie ich glaube, wenigstens alle Uebersetzer aus den alten Sprachen vorsetzen sollten. Der ächte Geist philosophisch-historischer Wissenschaft verlangt nämlich nicht bloß Nachrichten von dem Einzelnen, was in vorigen Zeitaltern gethan, gedacht, gebildet worden sei; er strebt vielmehr, als zu seinem letzten Ziele, dahin, das ganze Leben jener Zeitalter selbst zu seiner eigenen unmittelbaren und lebendigen Anschauung zu bringen. Dieses

Ziel ist unerreichbar, aber eben deswegen einem unendlichen Streben nothwendig, und die Philologie (wie wir sie von ihrem wichtigsten [VIII] Bestandtheil am liebsten nennen wollen) kann sich ihm bis zu zauberhaften Wirkungen nähern, wie noch neulich eine Abhandlung über die Alterthumswissenschaft von einem großen Meister derselben¹ ausgeführt hat. Zu einem solchen Zwecke, der Darstellung eines vollständigen Lebens in seiner wirklichen Erscheinung, muß sich die unermülichste Durchforschung des Einzelnen mit dem belebenden Geiste des Allgemeinen auf das innigste vereinigen. Diese Wiederbelebung muß auf alle mögliche Arten und unter allen möglichen Formen versucht werden, zuvörderst in historischen Entwicklungen, dann aber auch in sich annähernden Nachbildungen, wozu dann auch solche Kopieen der Kunstwerke selbst gehören werden, in welchen Allgemeines und Einzelnes in der innigsten Einheit und so streng wie möglich wieder dargestellt werden. Leicht könnte man dieses so mißverstehen, als sollte eine solche Wiederbelebung eine Erneuerung der Kunst für die jetzige Zeit, etwa die Herbeiführung eines neuen Kunstalters nach ehemaligen Mustern seyn. In die Sorge für das Weiterschreiten der Welt möchte aber wohl unser bewußter Wille nicht weit eingreifen können, und uns leicht unter der Hand nach höheren Gesetzen etwas ganz anderes entstehen, als wir machen wollten. Die Würde, welche hier den gedachten Kopieen versichert werden soll, ist also eine rein wissenschaftliche; sie sollen uns das [IX] Vergangene vollkommen darstellen, uns dazu helfen, es wieder mit zu durchleben, und wenn wir es so recht durchdrungen haben, welches der Wissenschaft letzter Zweck an sich sein muß, so wird das schon mit beitragen, uns eine allseitige harmonische Durchbildung zu ertheilen, welche sich auch in der Gegenwart, und zwar ohne Nachahmung, auf eigenthümliche Weise wird äußern müssen.

Zu diesen Kopieen gehören denn auch die Uebersetzungen, deren Zweck also sein muß, ein altes Kunstwerk, so wie es im Alterthum selbst in allen seinen Beziehungen zu seiner Zeit da war, uns durch unser eigenthümliches Organ wieder zur lebendigen Anschauung bringen zu helfen. Auf der einen Seite scheine ich hiedurch die Uebersetzungen in ihrem Range zu beeinträchtigen, indem ich sie des Namens von Kunstwerken beraube; und dies ist allerdings der Fall. Denn die Schöpfung aus Nichts, die Erzeugung des Stoffes selbst, die Darstellung aus der innersten Eigenthümlichkeit des Gemüths heraus, welches alles zum Kunstwerk nothwendig ist, darf und kann hier nicht sein. Es ist hier mehr eine gelehrte als künstlerische Wirksamkeit; welche Ansicht gewiß nicht auffallen würde, wenn man gewohnter wäre, das Wesen der Gelehrsamkeit eben so sehr in die geistige Wiedergebärung eines Ganzen, als in die Sammlung des Einzelnen zu setzen. Für den Künstler kann [X] eine solche Uebersetzung fast nur Studium sein zur Uebung und Stärkung für künftige eigene Werke. Auf der andern Seite scheint mir aber die Würde der Uebersetzungen als wissenschaftlicher Werke hier sehr gehoben worden zu sein. Denn wenn man bedenkt, welche mühsame Zergliederung des Einzelnen ihnen vorhergehen, und wie nachher diese zerlegten Glieder ein Geist wieder bewegen muß, der dem ursprünglich inwohnenden nicht

1 [Solger bezieht sich auf Friedrich August Wolfs *Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert*, Berlin 1807.]

unähnlich sei, dann erkennt man leicht, daß man sich hier den höchsten wissenschaftlichen Forderungen nähert.

Eben diese hohe Ansicht aber muß auch die Wiederholung der Versuche an denselben Werken entschuldigen. Es soll hier nichts Neues, nichts Ganzes und Bleibendes hingestellt, es soll vielmehr ein Versuch zur Lösung einer unendlichen Aufgabe gemacht werden. So können viele Arbeiten neben einander bestehen; dem einen wird es hierin, dem andern darin besser gelingen, und bei noch so geringen Ansprüchen auf einen hohen Grad von Vollkommenheit wird jede nicht ganz thöricht unternommene Bestrebung immer hierin oder darin eine Art von Werth behalten. Diese Betrachtung giebt mir den Muth, und, wie ich glaube, auch das Recht, zu einer Zeit, wo mehrere Uebersetzungen des Sophokles erschienen sind,² und vielleicht noch erscheinen werden, auch mit einer solchen hervorzutreten. [XI] Sie entstand aus dem Begehren, mir den Geist der griechischen Tragiker recht lebhaft zu vergegenwärtigen, und ich wünsche, daß sie auch bei andern zu diesem Zwecke etwas beitragen möge. Ich würde nicht gewagt haben, meinen Beurtheilern durch das Obige die Waffen selbst gegen mich zu schärfen, wenn ich nicht aufrichtig erklären könnte, daß ich mein Werk nur als eine gute Stufe zum Weiterschreiten anerkannt zu sehen wünsche, sie möge nun im Ganzen so niedrig zu stehen kommen, als sie wolle. Die Grundsätze, wonach es unternommen wurde, bedürfen nun wohl kaum noch einer weiteren Auseinandersetzung, und werden hoffentlich noch deutlicher aus dem Folgenden erhellen.

Herder in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur³ scheint ein solches Ziel der Uebersetzungen, wie ich es oben auszudrücken suchte, im Sinne gehabt zu haben. Zur Vollendung eines solchen Werkes verlangt er aber auch noch eine Einleitung, welche

2 [Zuvor waren u. a. erschienen: *Trauerspiele. Sophokles*, übersetzt von Friedrich Ast, Leipzig 1804, *Sophokles Trauerspiele*, übersetzt von Gottfried Fähse, Bd. 1, Leipzig 1804 (der 2. Band folgte 1809), und *Die Trauerspiele des Sophokles*, übersetzt von Friedrich Hölderlin, Frankfurt a. M. 1804.]

3 In dem Abschnitte von der griechischen Litteratur in Deutschland; zweite Samml. S. 57. u. s. neue Ausgabe.

[Solger bezieht sich auf Herders *Von der griechischen Literatur in Deutschland* (1766, Abschnitt „Wieweit kennen wir die Griechen?“), wo es heißt: „Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunst, Homer, übersetzte: ein ewiges Werk für die deutsche Literatur, ein sehr nützlich Werk für *Genies*, ein schätzbares Werk für die Muse des Altertums und unsre Sprache, ja, so wie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, so wie er der Mittelpunkt der griechischen und römischen Literatur wurde, auch das größte Original für die unsere – alles dies kann eine Homerische Uebersetzung werden, wenn sie sich über *Versuche* erhebt, gleichsam *das ganze Leben eines Gelehrten* wird und uns Homer zeigt, wie er ist und was er *für uns* sein kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet? Thomas Blackwells ‚Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers‘ [...], eine Untersuchung, die sich den hohen Satz aufgibt: ‚Welch ein Zusammenfluß von natürlichen Ursachen konnte den einzigen Homer hervorbringen?‘, die diesen Satz aus den Geheimnissen der griechischen Literatur und Geschichte mit wahren kritischem Geist erklärt und zum Homer ein Schlüssel ist – diese Abhandlung sollte statt Einleitung sein; eine Einleitung, die fast nie so notwendig ist, als wenn wir uns dem ältesten, dem göttlichsten, dem unübersetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten über den Homer und was er bei ihnen alles geworden ist, was er bei uns sein kann und soll, wie wir ihn ohne Mißbrauch nutzen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können.“ J. G. Herder, *Über die neuere deutsche Literatur. Fragmente*, Berlin/Weimar 1985, 143 f.]

den Standpunkt des Ganzen historisch und philosophisch entwickle. Ohne die Anmaßung, seinen großen Forderungen Genüge leisten zu wollen, glaube ich doch auch hiezu das Meinige mit Wenigem beitragen zu müssen, zumal da ich sehe, daß [XII] man dieses fast überall ganz übergeht, der einzige Uebersetzer des Sophokles aber, der etwas der Art versucht hat, in abentheuerliche Ausschweifungen gerathen ist.⁴ Es sei mir daher erlaubt, hier ganz kurz im Allgemeinen über den Sophokles und seine Nachbildung zu sprechen, und sodann auch etwas über seine äußeren Formen hinzuzufügen, als worüber man, bei dem jetzt allgemein erwachten Studium der alten Metrik, wohl etwas von mir möchte verlangen können. Einige Rechenschaft über die Einrichtung dieses Buchs wird sodann diese Vorrede beschließen.

[...]

[XLI] Aus der lebendigen Wahrheit der Handlung ergiebt sich auch das Erforderniß der lebendigen Wahrheit des Ausdrucks in der Sprache. Die Sprache der Tragödie ist also allerdings die Sprache des Lebens, wohlverstanden, so, wie die Tragödie selbst das Bild des Lebens ist. Wie sich also die künstlerische Wahrheit zu der Wahrheit der Erfahrung verhält, so muß sich auch die Sprache des Lebens in der Tragödie zur Sprache des *gemeinen Lebens* verhalten.

Und so finden wir es denn auch wirklich beim Sophokles. Sein Ausdruck ist immer lebendig, innig, würdevoll, mäßig, und höchst einfach. Aeschylos, voll der sinnlich und geistig kräftigsten Natur, gebraucht nicht bloß die kühnsten Bilder der Phantasie in seinem Dialog, ja er schmelzt sie nicht durch Vergleichen, sondern durch unmittelbare Aufnahme mit in die Rede ein; und dagegen stellt er oft wieder eben so die sinnlichste Nacktheit fast mit der Wahrheit des gemeinen Lebens dar⁵. Euripides führt eine dem gewöhnlichen Gespräch des Lebens näher kommende, wortreiche, oft weitschweifige Sprache, und bedient sich der Blumen des poetischen Ausdrucks fast nur zum absichtlichen Schmucke. Die würdigste und wahrste Mitte unter ihnen hält Sophokles. Seine Rede ist immer gewählt, kurz, oft durch Einfalt erhaben, seine Bilder immer von schlagender Wahrheit, nur da gehäuft, wo die Leidenschaft begeistert, und auch da nur durch Vergleichen herbeigeführt. Aber was diese Rede vorzüglich über alles übrige dieser Art erhebt, das ist die bis ins Kleinste gebildete, lebendige und gewandte Verknüpfung derselben durch Wendungen und Partikeln, wodurch jede solche Rede, bei der mannichfaltigsten inneren Abwechslung dennoch immer ein untrennbares Ganzes ausmacht. Dieses ist es, was die [XLIII] durchgedrunge-
ste Bildung

4 [Solger meint Hölderlins *Anmerkungen zum Oedipus* und *Anmerkungen zur Antigone*.]

5 Nur Ein recht derbes Beispiel hievon Choephor. 751. etc., wo die Amme des Orestes sagt:

οὐ γὰρ τι φωνεῖ παῖς ἔτ' ὢν ἐν σπαργάνοις
ἢ λιμὸς ἢ δίψη τις, ἢ λιψουρία
ἔχει, νέα δὲ νηδὺς ἀνταρκῆς τέκνων.
τούτων προμάντις οὔσα, πολλὰ δ' οἶομαι
ψευσθεῖσα, παιδὸς σπαργάνων φαιδρύντρια,
γναφεὺς τροφεὺς τε ταυτὸν εἰχέτην τέλος.

des ganzen Menschen verräth, was die Griechen unter den Völkern⁶, und unter ihnen wieder die vollkommensten Männer unterscheidet.

Reden, welche sich auf einen äußeren Zweck beziehen, entweder zur wahren Darstellung der Lage einer Sache, oder zur Ueberredung einer Person, müssen sich am meisten demjenigen nähern, was in den Geschäften des menschlichen Lebens die Klugheit und Einsicht selbst an die Hand giebt. Beim Aeschylos ist diese ganze Gattung selten. Die gewaltigen Naturen seiner Personen haben wenig Einfluß auf einander, und zeigen sich meistens nur in dem Widerstand, den sie einander leisten⁷. Beim Euripides schweifen solche Gespräche in künstliche Sophistik aus, welche entweder mit scheinbaren Philosophemen spielt, oder ihre letzte Zuflucht zur Rührung des Gegners nimmt⁸. Jenes bringt [XLIV] das der Kunst so sehr zuwider laufende Abstrakte und Unbestimmte, dieses einen Ueberfluß geschmückter und oberflächlicher Worte zum Vorschein. Beim Sophokles wird immer der *Sache* selbst gemäß, und auf den Verstand oder besonnenen Willen des Gegners hin, kurz im vollsten Sinne praktisch gesprochen. Daher der gemäßigte, klare, leicht geordnete Ausdruck. Da sich die Athener, und mit Recht, das ganze praktische Leben unter seinem höchsten Bilde als Leben im Staate dachten, so nimmt auch hier dasselbe ganz die Gestalt, ja selbst einzelne Ausdrücke, Wendungen und Bilder, politischer oder gerichtlicher Beredsamkeit an⁹. Diese Reden des Sophokles sind in der Poesie ganz das, was in der Prosa die Werke der griechischen Redner von der einfachen Gattung¹⁰ sind. [XLV]

Hieran grenzen zunächst die kurzen Wechselreden, im lebhafteren und leidenschaftlicheren Gespräche. Diese dienen zuvörderst um einen noch Unwissenden in der Kürze und ohne vielen Aufwand von der Lage der Sachen zu unterrichten, und schon hier besteht die Kunst darin, in jede einzelne Rede einen recht vollen und alles aufklärenden Sinn zu legen. Vorzüglich aber sind sie bestimmt zum lebhaften Streite der verschieden Gesinnten, zumal als letzte, heftige Versuche sich zu vereinigen, die dann gewöhnlich die vollkommene Trennung bewirken. Beim Aeschylos werfen sich da die Personen gewöhnlich die ganze Last ihrer Starrheit, oder ungeheure Ausbrüche der Leidenschaft entgegen¹¹; beim Euripides spielen sie, manchmal ohne Maß, mit Sophis-

6 ... Grajis dedit ore rotundo

Musa loqui *Horat.*

7 So bestehn die Gespräche im *Prometheus* und den *Sieben gegen Thebe* bloß darin, daß die Helden alles von sich weisen und sich auf nichts einlassen. Das schönste Gespräch dieser Art bei ihm ist gewiß das in der letzten Hälfte der *Eumeniden*, welches sich auch mehr dem sophokleischen Charakter nähert, nur daß es die gerichtliche Form zu hart an sich trägt.

8 Außer vielen andern Beispielen waltet solche Philosophie besonders in den Reden in der *Alkestis* und den [XLIV] *Bacchantinnen* (von V. 200 an). Vorzüglich schlecht ist sie angebracht in den *Flehenden* (von V. 426.), wo Theseus mit einem Herold über die beste Regierungsform disputirt. Die Rührung ist oft ganz widerlich in der *Hekabe*, den *Troerinnen* u. s. w.

9 εἰγκαλεῖν, φεύγειν, ψηφίζεῖν u. s. w., welches wirklich in Athen juristische Wörter waren. Von der ganzen Gattung sagt Aristoteles: οἱ μὲν γὰρ ἀρχαῖοι πολιτικῶς ἐποίουν λέγοντας, οἱ δὲ νῦν ῥητορικῶς. Poet. VI. §. 23. Das πολιτικῶς erklärt Herrmann sehr schön: uti *civilis prudentia* postulat.

10 Was sie τὸ λεπτὸν nannten.

11 Prometh. 979, Sept. adv. Theb. 714., Agam. 1676., Choeph. 905. u. s. w.